

Illustrierte Frauen-Zeitung

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M.

→ Berlin, 9. September 1894. →

Große Ausgabe mit allen Abbildungen. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M.

XXI. Jahrg.

Kostendienst verboten.

Ein reiches Mädchen.

Roman von Moritz von Reichenbach.
(6. Fortsetzung.)

XV.

Schöne Ferientage von Hellowa! Goldiger Herbstsonnenschein draußen, und drinnen erstes Lenzesblühen junger Herzen. Sefi war verändert, — stiller als sonst, und ein wenig träumerisch, — begeistert, wenn Egmont mit einem riesigen Aufwand von Pathos vorlas, und traurig und niedergeschlagen, wenn er mit Dora spazieren fuhr. Und Egmont? Der Himmel war

ihm nie so blau, die Sonne nie so hell erschienen. Er träumte von großen Thaten, von Krieg und Kriegsgeschrei und einer unglaublichen Menge von Ruhm, die er über seinem jungen Haupte aufhäufen wollte, um einst würdig zu sein, vor Dora hinzutreten, und ihr dann zu sagen, was sein Herz erfülle.

Dora aber, — sie merkte nichts von all dem wilden Treiben und erichral sehr, als Sefi ihr eines Tages, als sie von einer Spazierfahrt mit Egmont zurückkehrte, sagte:

„Sie ist doch eine alte Käze, die Oberbergräthin, und ich weiß jetzt, was sie will: Dich und ihren Egmont will sie zusammenbringen!“

„Aber Sefi, wie kommst Du darauf! Er ist ja noch gar nicht erwachsen!“

„So? Sage ihr das einmal, und recht habe ich doch! Ihren Egmont will sie in Hellowa sehen, er soll Dich heirathen.“

„Sefi, Sefi, ich heirathe überhaupt nicht, — wenigstens keinen, den ich nicht so lieben könnte, wie Mama meinen Papa geliebt hat!“

„Und das kannst Du bei diesem Egmont nicht? Er ist doch eigentlich sehr hübsch, und er hat so eine Stimme, — so eine ganz sonderbare Stimme!“

Dora lachte. „Nein, Sefi, gewiß, ich denke nicht daran, und niemand denkt daran. Das ist eine tolle Idee Deines Kopfchens.“

Sefi schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „Ich glaube, es ist doch so, Dora, und er, — er hat Dich sehr, sehr lieb!“

„Sefi, Kindskopf, was sprichst Du alles!“

„Und seine Mutter ist doch eine falsche Käze! Aber das ist nun gleich, jetzt sage mir lieber: wie soll ich es anfangen, noch etwas Ordentliches zu lernen?“

giebt, in einer nöthigste zum Leben hat, kurz, ein so elendes Dasein führt, daß es empörend ist! Ich sage empörend, nicht nur jämmerlich, denn Herwart ist doch jetzt immerhin in der Lage, etwas für seinen Sohn zu thun! Da Theo es, Gott weiß wie und wo, möglich gemacht hat, auch noch Russisch zu lernen und diese Sprache jetzt von vielen Offizieren getrieben wird, hat mein Mann ihm einige Stunden verschafft; im übrigen sind wir aber selbst nicht in der Lage, etwas für ihn thun zu können. Die Sache spricht aber für sich und illustriert Herwarts Charakter! Wenn Theo nicht so unbegreiflich bedürfnislos wäre, würde er längst zu Grunde gegangen sein, und Herwart hätte nicht einen Finger gerührt, um ihn zu retten. So ist dieser Mensch! . . .“

Der Brief entzank Dora's Hand. Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, nein,“ rief sie endlich, „das kann nicht sein! Hier liegt ein Vermuth vor! Herwart hat es sich nicht so schlimm vorgestellt, — Theo war vielleicht zu stolz, um zu bitten.“

Sie griff wieder nach dem Briefe und überslog das Ende. Es enthielt nichts mehr von Bedeutung.

Unschlüssig saß Dora einen Augenblick da. Dann nahm sie hastig einen Briefbogen und schrieb:

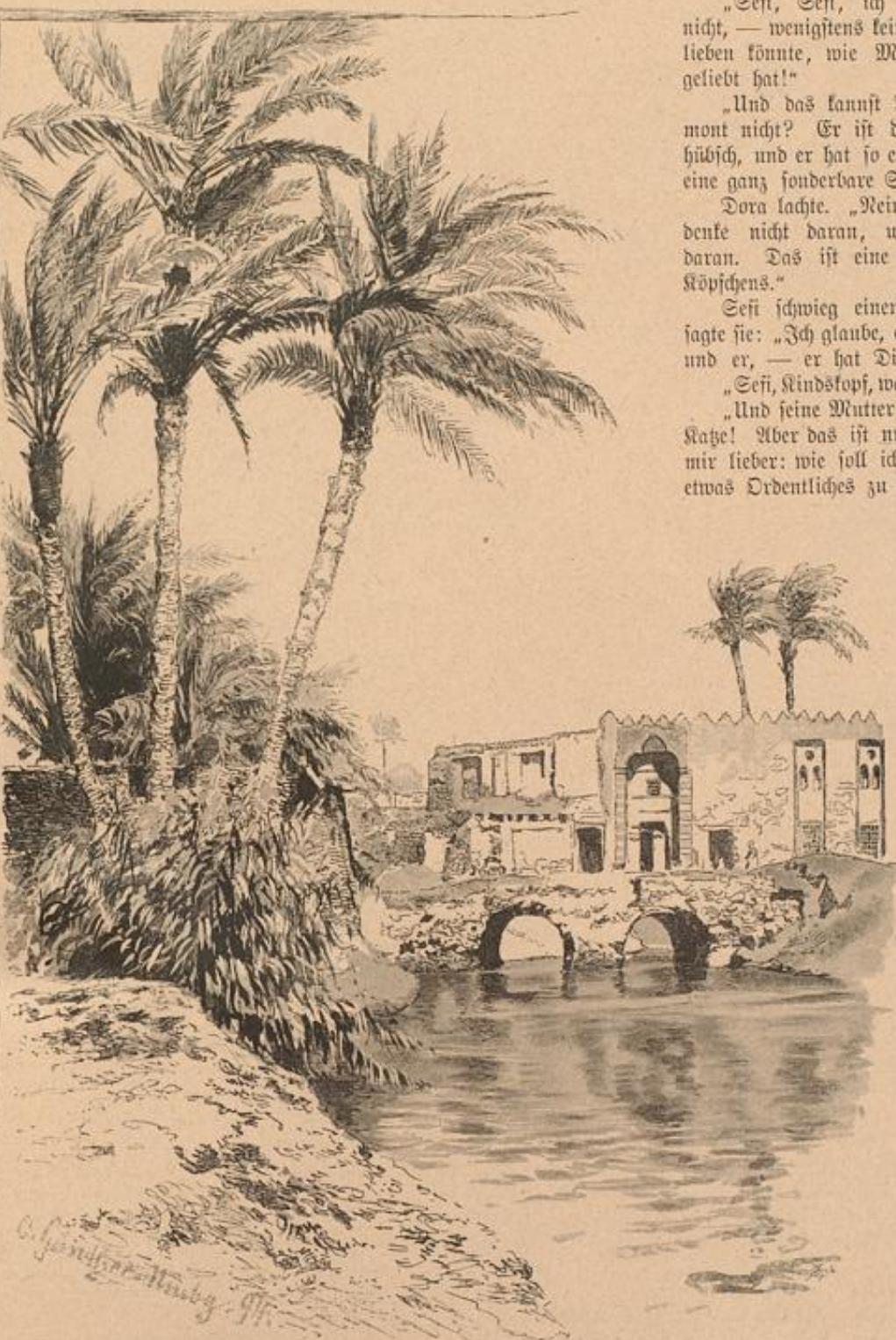
„Lieber Herwart!

Zufällig habe ich erfahren, daß es Deinem Sohne Theo in Berlin nicht gut geht. Ich möchte ihm gern helfen, aber er wird vielleicht von mir nichts annehmen wollen. Deshalb sende ich Dir beifolgend eine Summe, die fürs erste wohl ausreichen dürfte; ich bitte Dich, sie Theo, als von Dir kommend, sofort zuzuschicken.“

Sie hielt inne. Sollte sie noch hinzufügen, daß es ihr leid thäte, wenn Herwart als lieblos und hart beurtheilt würde, wo er vielleicht nur nicht genau orientirt sei? Doch nein, wozu Ansspielungen auf das machen, was man ihr über ihn sagte, und was sie doch nicht glaubte! Herwart würde das Geld hinschicken, Theo würde geholfen sein, und Magda müsse selbst einsehen, daß sie sich in betreff Herwarts geirrt habe.

Dora atmete erleichtert auf. So war ja ein Ausweg gefunden und alles in Ordnung!

Sie entnahm ihrem Schreibtisch alles, was sie an Geldscheinen vorsand, packte es zusammen und adressierte es an Herwart. Dann fiel ihr erst



Um Bahre Jussuoff.

Ein Auszug in das Fazrum. — Siehe Seite 142.
Zeichnung nach einer Photographie.

ein, daß der Brief an ihn noch nicht beendet sei. Sie nahm ihn wieder vor und fügte hinzu:

"In Deinem letzten Briefe fragst Du, ob ich Dich denn noch immer als Bruder betrachtete, und sagst, solange das der Fall wäre, könne ich Dich nicht sehen. Es thut mir sehr weh, daß Du das sagst, lieber Herwart, denn ich habe mich in dieser Beziehung nicht geändert. Ich hoffe, mit der Zeit auch Dich zu überzeugen, daß es so am besten zwischen uns bleibt, wie es ist, und ich werde keine Gelegenheit versäumen, Dir zu beweisen, daß ich mich betrachte als Deine Schwester

Dora."

Sie siegelte den Brief mit dem Gelde ein. Plötzlich erschreckte sie ein Knacken, wie von brechenden Hölzern, in der Richtung des Fensters. Sie blickte um sich und gewahrte zwei Hände, die das Fensterkreuz umfaßt hielten. Sie sprang auf und eilte nahe heran. Da schwebte eine lange Gestalt über dem Weinpalier, dessen zerbrochene Latten rechts und links herabhangen, und ein erhöhtes Gesicht blickte zu ihr auf.

"Um Gottes willen, Herr Egmont, wie kommen Sie dahin, — aber halten Sie nur fest, bis ich Leute und einen Leiter hole."

"Alles, nur das nicht!"

Im nächsten Augenblick stand er in der Fensteröffnung und sprang ins Zimmer.

"Verzeihung, — Verzeihung! Ich hätte mich hinunterfallen lassen, —"

"Hinunterfallen? Einen Stock hoch, und die Kelleröffnung ist gerade unter meinem Fenster, — Sie hätten Sich getötet!"

"Was liegt daran! Doch nachdem Sie mich einmal gesehen hatten —."

"Ja, mein Gott, wie kommen Sie denn aber dahin? Wenn Sie gern Weintrauben essen — —."

"O, ich bitte Sie, nicht diesen Verdacht! Glauben Sie, wegen ein paar elender Trauben würde ich solche halsbrecherische Kletterei versucht haben? Nein, lieber sollen Sie die Wahrheit wissen! Ich hatte Sie seit zwei Stunden nicht gesehen; — ich wußte, das offene Fenster gehörte zu Ihrem Zimmer, — ich wußte Sie hier, — bei Gott, ich wollte nicht einsteigen, — nur einen Blick, einen einzigen Blick —."

Seine Stimme verstieg sich wieder zum höchsten Pathos, und dieses, im Verein mit dem wirren, über seiner erhitzter Stirn hängenden Haar und seiner durch die Kletterpartie in Unordnung gerathenen Kleidung, wirkte so komisch, daß Dora — lachte.

Entgeistert blickte er sie an.

"Sie lachen, — o ja, ich habe es verdient, — lachen Sie nur — und — leben Sie wohl, — leben Sie wohl!"

Er stürzte zur Thür hinaus.

Dora stand einen Augenblick unschlüssig. Seffis Worte fielen ihr ein. Sie schüttelte den Kopf.

"Mein Gott, muß denn jede Freude für mich jetzt so endigen? Damals die schöne Waldfahrt mit Herwart, und nun wieder diese Ferientage, in denen wir alle so froh waren?"

Sie ging an den Schreibtisch. Der Geldbrief mußte expediert werden. Da trat die Oberbergräthin in das Zimmer.

"Theuerste Dora, auf ein Wort! Was ist zwischen Ihnen und meinem Egmont vorgefallen? Er behauptet, nicht hier bleiben zu können, er will fort, — was haben Sie meinem armen Egmont gethan?"

Dora erzählte das soeben Erlebte.

Theuerste Dora, zürnen Sie ihm nicht, wenn sein Herz vielleicht zu ungestüm sprach! Ach, er ist so gut, und — und — er liebt Sie so sehr!"

Die Oberbergräthin brach bei dieser Erklärung in Thränen aus. Dora stand vor ihr, den Brief in der Hand herumrehend, in tödlicher Verlegenheit. Hätte sie nicht an Seffis Charakteristik der Dame denken müssen, sie würde sie tröstend in die Arme genommen haben; so aber hielt sie sich zurück und sagte nur: "Ich kann nichts dafür, daß Ihr Sohn abreisen will; ich habe ihn nicht fortgeschickt, meinewegen kann er hier bleiben."

Die Oberbergräthin trocknete eilig ihre Augen.

"Darf ich ihm das sagen, darf ich ihm Ihre Verzeihung bringen?"

"Aber ich bin ihm doch gar nicht böse."

"O, dann will ich eilen, ihn zurückzuhalten."

Sie entfernte sich; — aber es war zu spät. Egmont hatte sich kurz entschlossen auf den Weg begeben und war zu Fuß zur Eisenbahn-Station gewandert. Die Oberbergräthin hatte seitdem für Dora nur noch einen vorwurfsvollen, thränenvorbeschleierten Blick; Seffi war gereizt, und Dora fühlte sich, zum ersten Mal seit sie in Hellowa war, wirklich unglücklich.

Am Nachmittag kam der Justizrath. "Nun, wie steht es denn hier, und was gibt es so Wichtiges zu

besprechen?" fragte er, kopfschüttelnd Dora's gedrücktes Aussehen bemerkend. Als sie aber seinem forschenden, warmtheilnehmenden Blick begegnete, da verlor sie die Fassung, und Thränen überströmten ihre Wangen.

"Ach, ich wünschte, ich wäre in meinen Bergen geblieben, Herr Justizrath! Was soll ich hier machen? Ich möchte alle Menschen glücklich sehen, und ich thue allen weh!"

"So weit sind wir? Nun, lassen Sie 'mal sehen! Haben Sie mich deshalb gebeten, herzukommen?"

"Ach nein, das waren noch andere Sachen. Als ich Ihnen schrieb, handelte es sich nur um Seffi, — jetzt auch um Theo."

Sie berichtete ihm Seffis Wunsch und Magda's Brief, und über dem alles trat das eigene Unbehagen wieder in den Hintergrund.

"Nun, nun, da gibt es ja allerlei für uns zu thun und zu helfen," sagte er, und während er seine Vorschläge mache, sah er, wie auf Dora's Gesicht die Niedergeschlagenheit allmäßig wich, und wie der freudig zuversichtliche Ausdruck wiederkehrte, den er so liebte.

"Nun wollen wir nicht mehr in die Schweizer Berge zurück, nicht wahr?" sagte er lächelnd; und in Gedanken fügte er hinzu: "Aber eine Lustveränderung thöte uns dennoch noth, und die wollen wir sobald als möglich in Scene setzen."

XVII.

Frau Magda trat hastig in das Zimmer, in welchem ihre Mutter beschäftigt war, den Staub von den zahllosen umherstehenden Nippes zu entfernen.

"Eine Renigkeit, Mama," rief sie, einen soeben erhaltenen Brief hochhaltend.

"Nun?"

"Dora Kalfa kommt nach Berlin!"

"Um Gottes willen, sie hat sich doch nicht etwa mit Herwart verlobt?"

"Rein, obgleich wir leichtfertig genug waren, uns Wochen lang nicht um diese Sache zu kümmern. Freilich, sobald ich nur zu Athem kam, habe ich gehan, was möglich war, um ihr den edlen Herwart zu verleiden, allein ihre Berliner Reise hängt natürlich nicht damit zusammen, sondern, denke nur, sie will Seffi hier in eine Pension bringen!"

"Lächerlich! Ein Badfish, der den anderen bemüht!"

"Nicht wahr? Ich bin nur neugierig, wie Seffi sich dabei benehmen wird."

"Aber die beiden jungen Dinger können doch hier nicht allein austreten?"

"Bewahre, der Justizrath Brettner begleitet sie. Eine Verwandte von ihm ist Vorsteherin einer hiesigen höheren Töchterschule und nimmt Seffi mitten im Quartal in ihrer Pension auf; sie wird es sich wohl ordentlich bezahlen lassen!"

"Und Herwart?"

"Von Herwart steht nichts in Dora's Briefe; ich denke, den hat die Begleitung des Justizrathes wohl weggegrault."

"Bleibt Dora denn längere Zeit in Berlin?"

"Das weiß ich noch nicht, sie schreibt nur, sie hosse mich in acht Tagen wiederzusehen."

Frau von Palten legte ihr Staubtuch fort. "Hör' einmal, Magdachen, die Sache könnte von Wichtigkeit für uns werden. Lade Dora ein, bei Dir zu wohnen!"

"Mit dem Justizrath und Seffi? Ich danke! Außerdem bist Du doch schon in unserem Gastzimmer."

"Ich wollte so wie so in nächster Zeit nach Hellowa zurück, — Dora hat mich genugsam eingeladen, und was den Justizrath betrifft, der hat so viel zu thun, daß er sicher nicht länger als drei Tage für die Reise übrig hat. Wenn ich heut' noch an Dora schreibe, ich wollte nach Hellowa, um während ihrer Abwesenheit nach dem Rechten sehen zu können, und Du fügst gleich die Einladung hinzu, so bekommt sie den Brief noch vor ihrer Abreise. Du darfst Dir diese Gelegenheit, Einfluß auf sie zu gewinnen, nicht entgehen lassen. Und wenn sie hier bei Dir im Hause ist, und Du nuthest das recht aus —."

Magda lächelte.

"Ja, gedacht habe ich auch schon daran, aber ich weiß doch nicht, was mein Mann —."

"Ah, Dein Mann! Dem darf man nur nicht merken lassen, daß man es aus Klugheitsrücksichten thut; mit Gefühl, Mitleid und dergleichen ist der immer einverständnis!"

"Die Sache will doch überlegt sein."

"Nein, da ist nichts weiter zu überlegen; ich werde sofort an Dora schreiben, und sie wird ebenso gerührt über meine opferfreudige Stellvertretung ihrer Person in Hellowa wie über Dein Anerbieten sein."

"Von Herwart hält man sie freilich auf diese Art am besten fern."

"Ja, den verleidet man ihr schon durch seinen Sohn."

"Uebrigens begreife ich nicht, wie Herwart sich in betreff Theo's reingewaschen hat. Auf irgend eine Weise hat er sich aber wieder herausgelogen, das sah ich aus Dora's, uerbrigens ziemlich unkarem Antwortschreiben."

Ein scharfes Klingeln wurde draußen hörbar.

"Da kommt Oskar, ich muß noch einmal nach der Küche gehen, trage Du ihm einstweilen die Sache vor, Mama!"

Frau Magda verschwand; gleich darauf trat der Oberstleutnant ein und begrüßte seine Schwiegermutter.

"Morgen, Mama! Nun, wieder fleißig? Staub wischen? Es muß doch eine furchtbare Masse von Staub hier geben!"

"Giebt es auch; giebt es überhaupt bei den heutigen Einrichtungen stets!"

"Mag schon sein, aber man merkt es nicht immer! Wo ist denn Magda?"

"In der Küche natürlich! Mit zwei Mädchen und einem Bürschchen kann ein solcher Haushalt doch nicht in Ordnung gehalten werden, wenn die Hausfrau nicht allenthalben selbst angreift."

"Nun, bisher ging es doch mit einem Mädchen?"

"Männer wissen nie, wie viel Last auf den Schultern einer Frau liegt."

Nachdem Herrn von Rathen's gute Laune durch diese Introduction gebührend erschüttert war, nahm er die nun folgende Eröffnung von dem bevorstehenden Besuch nicht eben freundlich auf.

"Was liegt nun eigentlich für eine Consequenz darin, daß Ihr sitzt über die häuslichen Lasten und Euch dann doch Hausbesuch einlädt?" sagte er ärgerlich.

In diesem Augenblick kam Magda aus der Küche zurück.

"Siehst Du, er will es nicht, Mama! O, ich fürchtete mich gleich, es ihm zu sagen, und ich hatte mich doch so auf Dora gefreut!" rief sie in weinerlichem Tone.

"Ja, das arme Kind, sie steht so allein in der Welt, und Magda bringt ihr ein so schwesterliches Interesse entgegen," secundirte Frau von Palten.

"Herr Gott, ich sage ja gar nichts gegen sie, — wenn Ihr nur ein einziges Mal bei der Sache bleiben könnet!" rief der Oberstleutnant ärgerlich. "Ladet ein, wen Ihr wollt; — aber nun wollen wir endlich frühstücken!"

"Ich habe doch gar nichts gesagt, ich meinte doch nur das Beste!" fragte Magda. Frau von Palten blieb entrüstet von einem zum andern, und der Oberstleutnant, der ebenso leicht heftig wurde, wie er diese Heftigkeit dann wieder bereute, brummte: "Na ja, da freut man sich nun, wenn der Dienst einmal früher zu Ende ist, daß man ein paar behagliche Stunden zu Hause verleben kann, und statt dessen wird man gleich mit häuslichem Lamento empfangen! Da soll einem dann die Geduld nicht reichen!"

"Ich habe doch gar nichts gethan," begann Magda wieder.

Er erwiderte nichts und ging voran in das Speisezimmer.

"Wo sind die Kinder?" fragte er.

"Du weißt doch, daß sie um diese Zeit noch in der Schule sind."

"Ah so, — aber ich habe sie, glaube ich, seit drei Tagen nicht ordentlich zu sehen bekommen; das kommt eben daher, weil sie nicht mit uns zugleich essen, und wir dann ewig Besuch hatten."

Frau Magda und ihre Mutter seufzten mit einem resignirten Blick, in dem sie sich bemühten, alles zusammenzudrängen, was sich zu sagen nicht verlohrte. Und der Oberstleutnant sah ärgerlich, nun ebenfalls schwiegend, sein Cotelette hinunter; mit dem letzten Bissen erhob er sich und griff wieder nach seiner Mütze.

"Im übrigen, ich habe nichts gegen Eure Dora; ladet sie ein, so viel Ihr wollt. Zu Tisch will ich aber die Kinder sehen!"

Damit verließ er das Zimmer.

"Nun werde ich gleich schreiben, er hat ja nichts dagegen, Dein Brummbär von Mann," sagte Frau von Palten.

"Ah, er versteht mich nicht!" seufzte Magda. "Und was er wieder mit den Kindern hatte! Es genügt doch so sehr, wenn sie dabei sind, sobald man Gäste hat, und dann giebt es doch auch so viele Reste, die man den Leuten nicht geben will, und die man so gut bei dem Kinderessen verwerthen kann! Nein, wirklich, Oskar versteht mich nicht!"

XVIII.

Zum ersten Mal waren die Wünsche des Justizraths und der Frau von Palten die gleichen gewesen, und beide waren mit deren Erfüllung zufrieden.

Dora befand sich bei Rathens und wollte einige Zeit dort bleiben, um Sefi über die erste Einrichtung in der Pension hinwegzuhelfen.

Zu dem Berliner Zimmer der Rathenschen Wohnung war der Tisch für drei Personen gedeckt, als Dora, aus der Pension zurückkehrend, es betrat. Magda war gerade damit beschäftigt, die Obstschale zu ordnen.

„Ich kann Dir gar nicht sagen, wie glücklich es mich macht, wenn ich Dein liebes Gesicht wiedersehe!“ rief Dora, den Arm um Magda's Taille legend. „Auch in der Gestalt hast Du so viel Ähnlichkeit mit Mama, und in der Art, Dich zu bewegen. Zeit, wie ich hereintrat, und Du Dich über die Obstschale beugtest, — ganz wie Mama! Sie legte immer unser Lieblingsobst obenauf. Ist Dein Mann am liebsten Aepfel?“

„O nein, der ist überhaupt kein Obst, höchstens Nüsse.“

„So?“ sagte Dora in einem verwunderten Ton, denn sie sah keine Nüsse.

Magda wurde rot. Obst gehörte nach ihrer Meinung zum Schmuck der Tafel, wenn ihr Mann es nicht ob, — um so besser, dann hielt es länger vor.

„Der Bursche hat die Nüsse zu besorgen vergessen,“ erklärte sie entschuldigend.

„Und Deine Kinder, — wird für die nicht mit gedeckt?“ erkundigte sich Dora.

Magda sah ihre Nützlichkeitsgründe für das besondere Essen der Kinder aus einander. Dora sah enttäuscht aus.

In diesem Augenblick kamen die beiden Mädchen hereingestürmt.

„Es ist heute zu schlechtes Wetter, Mama!“

„Wir müssen zu Hause bleiben, Mama!“

Die Bonne von den Majors-Kindern, mit der wir spazieren gehen sollen, hat gesagt, sie wird jetzt überhaupt nicht ausgehen!“

„Ja, denn der kleine Adolf von Majors hustet, und sie muss bei ihm bleiben.“

„Wie unangenehm!“

„O, sieh doch, Magda, wie sie sich freuen, daß sie zu Hause bei der Mama bleiben können! Nicht wahr, bei der Mama ist es doch am schönsten?“

Die Kinder blickten erstaunt und verlegen zu Dora auf. Die Mama schickte sie ja gewöhnlich fort, wenn sie zu ihr kamen.

Dora hatte Erna, die ältere Schwester, an sich gezogen und strich ihr die wirren, blonden Haare aus der Stirn, und Magda dachte: Ja, hübsch ist die Erna eigentlich und ein gutes Mädel ist sie auch, — wenn es bei alle dem, was man sonst zu thun hat, nur nicht so unbequem wäre, sich um sie zu kümmern!

„Tante Dora zu Ehren dürft Ihr Euch heute mit zu uns sehen,“ sagte sie laut.

„Und dann gibst es von den Aepfeln dort,“ sagte Dora lächelnd hinzu.

„O, das ist schön!“ jubelten die Kinder; und als Herr von Rathen nach Hause kam, wurde ihm sofort die gute Neuigkeit mitgetheilt, die er auch wirklich erfreut aufnahm, denn er liebte seine beiden Mädel sehr, und vermied sie stets, war aber zu indolent, durch ein Machtwort die einmal eingeführte Hausordnung zu ändern.

So setzte er sich in besserer Laune als gewöhnlich zu Tisch, ließ sich von den Kindern Schulgeschichten erzählen und gab selbst Kindheits- und Jugendinnerungen zum besten, wobei der harmlose Humor, der in seinem Wesen lag, gewöhnlich aber durch dienstlichen oder hässlichen Alerger verschüttet wurde, zur besten Geltung kam.

„Dein Mann ist reizend!“ meinte Dora nach Tisch zu Magda, und diese lächelte zwar etwas resignirt, mußte aber doch selbst zugeben, daß Oskar heute recht nett gewesen wäre. Auch ihre beiden Mädchen waren ihr nie in so günstigem Lichte erschienen als heute. Sie gab den Plan auf, mit Dora nach Tische einen ästhetischen Vortrag zu besuchen, und die Familie blieb vereint. Dora entdeckte in Erna ein ganz entschiedenes musikalisches Talent und erklärte, Klein-Elschen habe so drollige Einfälle, wie sie nur ein ganz besonders begabtes Kind haben könne. Alle Welt war zufrieden, die Eltern sandten sich durch die Anerkennung ihrer Kinder geschmeichelt, die Kinder durch das Gefühl gehoben, beachtet zu werden, und als endlich die beiden Mädchen schlafengingen und ihr stets gehegter, aber kaum mehr ausgesprochener Wunsch, Mama möchte sie zu Bett bringen, sich heute erfüllte, da blickte Herr von Rathen Frau und Tochtern so freundlich nach, wie er es schon lange nicht mehr gethan hatte.

XIX.

„Weißt Du übrigens, wer heute zu Tische zu uns kommt, Dora?“ fragte Magda ein paar Tage später, gleich mit einem spöttischen Lächeln hinzusehend: „Theo, der Sohn des schönen Herwart!“

„O, das freut mich!“ rief Dora unwillkürlich.

Magda zuckte die Achseln.

„Dazu ist eigentlich wenig Ursache! Ein Mensch, der consequent auf seine Finger hinabblickt und principiell schweigt, ist ein zweifelhaft angenehmer Gesellschaftschafter.“

„Ist er denn wirklich so schlimm?“

„Ja, schlimm ist er; aber Oskar elendet mich schon solange wir hier sind damit, daß wir die Verpflichtung hätten, ihn einzuladen, und da mußte ich endlich nachgeben!“

„Um welche Zeit kommt er, Magda?“

„Ich habe ihn um fünf Uhr eingeladen, zu unserer gewöhnlichen Tischzeit. Vorher wollen wir noch einen Besuch machen.“

„Nein, bitte, las mich hier, Magda! Ich habe den Kindern versprochen, mit ihnen spazieren zu gehen.“

„Ja, das kann ich doch nicht zugeben, Dora, daß Du Dich mit den Kindern plägst! Mit Euch gehen kann ich auch nicht, der Besuch bei der Majorin Breßmann ist zu nöthig!“

„Mache ihn nur allein! Und was die Plage betrifft, so glaubst Du doch selbst nicht daran! Der Lehrer mit den lieben Mädeln macht mir ja viel Freude!“

Damit war die Sache abgethan; Magda ging fort, und Dora setzte sich zu den Kindern, die soeben ihre einsame Mahlzeit einnahmen. Während Frau Magda zum ersten Mal ernstlich überlegte, ob sich in Zukunft die Tischzeit der Kinder nicht mit der ihrigen vereinen ließe, da man Dora doch nicht zum Kindermädchen machen könne, und diese die Trennung bei den Mahlzeiten entschieden unangenehm empfände, plauderten die drei Zurückgebliebenen vergnüglich, bis Dora sagte: „Nun macht Euch fertig zum Spazierengehen, es ist gleich drei Uhr!“

Da wurde die Klingel gezogen.

„Besuch!“ rief Erna. „Schnell, Franz, sagen Sie, daß niemand zu Hause ist!“

„Ja, wir sind doch auch niemand,“ segte Elschen hinzu, während Franz, der Bursche, die Entrée-Thür öffnete.

„Der Franz hat's nicht verstanden, er macht die Salon-Thür auf!“ schrie Erna. Im selben Augenblick kam Franz zurück.

„Es ist der junge Herr, der zu Tisch kommen soll; er hat statt fünf Uhr drei Uhr gelesen.“

„Du, Tante, was ist denn das für ein junger Herr?“

„Das ist ein Better von Ench, den können wir nicht allein lassen,“ erklärte Dora, selbst ein wenig verwirrt, aber doch der Kinder wegen bemüht, ruhige Haltung zu bewahren.

„Vielleicht geht er mit uns spazieren, frage ihn doch, Tanten!“

„Ach ja, wir wollen doch so gern mit Dir spazieren gehen!“

„So kommt mit hinüber, wir wollen ihm erzählen, wie die Sachen stehen; aber wenn er keine Lust zeigt, mitzugehen, dürft Ihr nicht quälen! Versprecht Ihr das?“

„Ja, natürlich!“

Jedes der Kinder bemächtigte sich einer Hand Dora's, und so traten die drei zusammen in den Salon.

Da stand Theo; er sah sehr ernst aus, hielt Hut und Stock noch in der Hand und hatte den Paletot bis zum letzten Knopf geschlossen. Er verbeugte sich etwas steif. Dora streckte ihm die Hand entgegen, die er zögernd nahm.

„Ich freue mich, daß Sie herkommen,“ sagte sie, die Gefangenheit niederlämpfend, die sie gerade diesem jungen Menschen gegenüber empfand, dem sie geholfen hatte, und der davon nichts wissen sollte.

Er sah sie ein wenig erstaunt an, denn Dora hatte in der Verwirrung und in dem Gefühl, daß sie einander eigentlich längst kannten, vergessen, ihm mitzutheilen, wer sie sei. Entgegen ihrer sonstigen ruhigen Art fuhr sie hastig fort: „Und da es sich so trifft, daß Sie Sich in der Stunde geirrt haben und niemand zu Hause ist, außer uns, bitte ich Sie, mir ganz ehrlich zu sagen, ob es Ihnen sehr unangenehm sein würde, mit uns noch einen kleinen Spaziergang zu machen? Ich hatte es den Kindern versprochen, und wir möchten Sie doch nicht gern allein lassen. Aber wenn Sie müde sind, müssen Sie es ehrlich sagen — .“

Sie sah ihn fragend an, und er blickte mit einem Ausdruck verwunderter Frage zu ihr zurück.

„Ich bin durchaus nicht besonders angegriffen, und gehe ganz gern noch ein Stück Weges.“

„O, das ist schön, das ist schön, nun gehen wir alle vier zusammen!“ jubelten die Kinder. Elschen hing sich an Dora's Arm und flüsterte ihr etwas zu.

„Onkel Theo heißt er,“ antwortete Dora, und der Klang seines Namens von diesen jungen Lippen berührte Theo so eigen, wie der froh zutrauliche Blick, der ihn aus den Augen der Kinder trug. Beides war ihm ganz ungewohnt.

„Wenn es Ihnen also recht ist, so gehen wir,“ forderte Dora auf, und er folgte ihnen.

Schweigend schritten sie die Treppen hinab und dann durch die stille, in der Westvorstadt gelegene Straße. Er fragte sich, wer dieses Mädchen wohl sein könne, und glaubte in ihr die Erzieherin der beiden Kinder zu sehen.

Mit einem theilnehmenden Blick zu ihrem Begleiter ausschauend, fragte Dora: „Sie haben sehr viel zu arbeiten, nicht wahr?“

„Ja, Fräulein, ich muß sehr fleißig sein.“

„Sie studiren Zura?“

„Ich habe vor einigen Wochen mein Referendar-Examen gemacht.“

„Ah ja, das hatte ich gehört, — wie dummkopfig von mir, es zu vergessen!“

„Ich bin eine so uninteressante Persönlichkeit, daß ich mich wundere, wie Sie von meinem Examen hörten.“

„O, es war oft von Ihnen die Rede, auch von den russischen Stunden, die Sie geben, und die ich mir schrecklich schwer vorstelle.“

„Diese Stunden sind mir angenehmer als anderer Privatunterricht.“

„Mein Gott, geben Sie denn noch anderen?“

„Nein, nicht mehr; aber früher that ich es, bis ein glücklicher Zufall mich jetzt in die Lage setzte, alles wirklich lästige abzusagen.“

Dora dachte: er braucht es nicht mehr, seit er das Geld erhielt, und der Gedanke, ihm eine Last erleichtert zu haben, machte sie froh. Nur hätte sie ihn gern ganz frei gewußt.

„Wollen Sie denn nicht auch den russischen Unterricht aufgeben?“ fragte sie.

„Rein, denn er interessiert mich, und ich weiß, daß diese Stunden mich nicht verhindern werden, möglichst schnell vorwärts zu kommen.“

„Sind Sie sehr ehrgeizig?“

„Ehrgeizig?“ Er lachte bitter auf. „Dazu habe ich noch keine Zeit; nur unabhängig will ich sein, nicht angewiesen, von irgend jemand irgend etwas zu erwarten. Abhängigkeit ist furchtbar!“

Er hielt inne, denn es fiel ihm ein, daß auch seine Begleiterin in abhängiger Stellung wäre, und er segte daher leise hinzu: „Für einen Mann wenigstens!“

„Wenn man aber von Menschen abhängt, die es sehr gut mit uns meinen, deren größte Freude es ist, uns zu helfen!“

„Sie müssen merkwürdige Erfahrungen gemacht haben, wenn Sie so etwas für möglich halten!“

„O, ich halte es nicht nur für möglich, ich weiß es! Ich weiß es ganz genau!“

Er schüttelte den Kopf und blickte sie verwundert von der Seite an. Sie erschien so ganz anders wie alle die Frauen, mit denen er bisher in Verbindung gekommen war, daß es ihm fast dünkte, als könne sie allerdings nur freundliche Erfahrungen gemacht haben. Dann stieg die Bitterkeit wieder in ihm auf.

„Die Schicksale sind verschieden,“ grollte er, „das meinige hat mich von früh an gelehrt, daß es furchtbar ist, auf die Hülfe von anderen angewiesen zu sein.“

„Aber jedes Kind ist doch zunächst auf die Hülfe seiner Eltern angewiesen und nimmt diese so gern hin, wie sie ihm gegeben wird.“

„Ich glaube nicht an den Mythos von den Banden des Blutes und den damit zusammenhängenden Stimmen des Herzens. Das alles gibt es nicht!“

„O, wie traurig, wie furchtbar traurig, daß Sie so empfinden!“ rief sie unwillkürlich.

„Dass es so ist!“ wiederholte er.

„Nein, nein, daß Sie so empfinden, denn es ist nicht so, gewiß nicht!“

„Wenn Sie mein Leben kennen, würden Sie anders sprechen!“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Pflücket die Rosen . . . !

Von A. Freund.

(Schluß).

Heinrich war der glücklichste Mensch. Es war ihm gelungen, den Obersten zu gewinnen; seine Schwester und Tante fühlen sich glücklich über seine Wahl; das geliebte Mädchen war seine Braut! Der Stolz und das Glück leuchteten aus seinen Augen, sein ganzes Wesen schien gehoben von der inneren Bewegung, die ihn erfüllte.

Er erhielt jetzt als täglicher Gast in des Obersten Hause. Wie früher im Ebersberg'schen Wohnzimmer, saß er nun bei Evchen an des Obersten Tisch, nur daß Maria fehlte, und daß, anstatt der guten, alten Tante mit dem Duldergesicht, der unruhige alte Herr den Vorzug führte; und wenn Maria gerne geschwätzen und dem Geplauder der jungen Leute zugehört hatte, so war es dieser hier, der meist die Unterhaltung führte, auf die der Jüngere höflicher Weise einzugehen hatte.

Heinrich überhäufte Evchen mit tausend Zartheiten und Liebesbeweisen. Aber allmäßlig mußte er doch wahrnehmen, was seine Schwester und die alte Frau mit Verstremung schon

längst bemerkt hatten: Evchen war eine sehr kühle Braut! Eigentlich beziehte sie sich um sein Haar anders gegen ihn als früher.

Wohl ging sie ihm, wenn er kam, einige Schritte entgegen, erwiderte hier und da sanft einen verschöhnlichen Händedruck und bot ihm sogar in Gegenwart der andern ruhig die Wangen zum Kusse. Aber die Vorsicht, mit der sie jeder innigeren

wenn er sie stundenlang durch einen Auftrag nach dem andern nicht zur Ruhe kommen ließ.

„Hörte, Evchen,“ sagte er eines Tages mit mühsam gebändigtem Grimm zu ihr, „ich kann es nicht ertragen, zu sehen und zu hören, wie Dein Papa Dich quält!“

„Um Gottes willen!“ rief sie erschrockt, „Du wirst ihn doch

„Dieses ewige Commandiren und Laufen!“

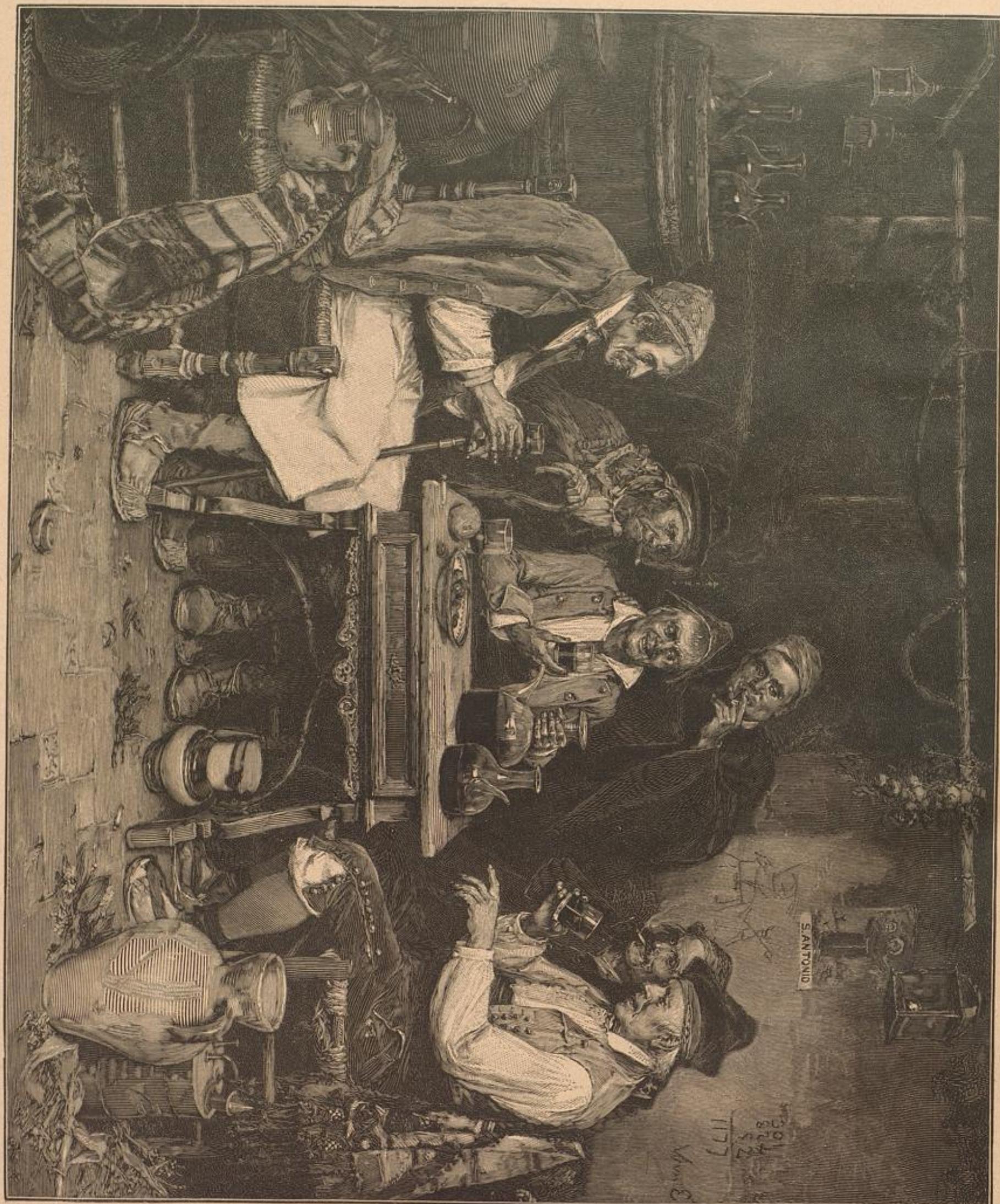
„Ich gehörde ja ganz gern.“

„Auch wenn ich da bin?“

Evchen erröthete. Sie wußte nicht gleich etwas zu sagen.

„O, bei Dir kann ich ja noch lange genug sein!“

Glücklich zog er sie in seine Arme. Aber da machte sie



Ein spanischer Biergärtchen.
Nach dem Bilde von José Benlliure. — Siehe Seite 144.
Photographie: Berlin, der photographischen Union in Münzen.

Liebkosung auswich, trug mehr von kühler Zurechtweisung an sich, als von bräutlicher Scheu. Nicht die kleinste Kriegslust fiel ihr ein, einige Minuten des Alleinseins mit dem Bräutigam zu erhauchen. Ruhig ging sie ihren Weg; etwas Gemeines, vorsichtig Ueberlegendes verblieb ihrem Wesen.

Anfänglich hatte Heinrich sich selbst zu überreden gesucht, es sei des Vaters drückende Gegenwart, was sie verschüchterte. Schwer war es für den Liebenden, die Art und Weise des Obersten mit ansehen zu müssen. Oft erröthete er vor Unwillen, wenn der letztere um einer Kleinigkeit willens Eva schalt, oder

nicht erzürnen! Ich bitte Dich, sei still, Du bist ja sonst so geduldig. Beispien wirfst Du es doch nicht, das ist nun seine Art, und übrigens ist es für mich nicht so schwer, ich bin es von jeher gewöhnt, und Papa ist auch ein bisschen besser, — ein bisschen anders,“ korrigirte sie sich, „geworden, seit — seit ich — jetzt Du —.“

„So,“ meinte Heinrich, noch immer böse, „das ist also früher noch schöner gewesen?“

„Nun, nun, Du siehst, daß ich groß und stark dabei geworden bin.“

sich eilends los. „Der Papa ruft! Er braucht frische Bündelholzer!“

Nur Evchen zuliebe und mit viel Überwindung schwieg er zu der Thrannei des Obersten und vertröstete sich auf besiere Seiten. Doch er mußte sich nach und nach gestehen, daß dies nicht die Schuld trage an Evchens Zurückhaltung.

Auch seine Schwester sah sich sonderbar berührt durch das Benehmen der letzten. Sie, die die ganze Herzenswärme des Mädchens kannte, hatte sich dies bräutliche Verhältniß anders vorgestellt. Absichtlich hatte sie sich zurückgezogen, sie wollte



Noch ist's Sommer!

Nach dem Bilde von E. Ravel. — Siehe Seite 144.

jeht in den Hintergrund treten. Doch je sichtlicher sie zurückhielt, desto leidenschaftlicher hing das junge Mädchen an ihr; oft überströmte sie in plötzlich ausbrechender Heftigkeit die ältere Freundin mit einer wahren Flut von Zärtlichkeit, um gleich darauf, wenn der Bräutigam erschien, ganz still zu werden.

Maria fühlte sich oft fast verlegt in der Person ihres Bruders, sie begriff Eva nicht; aber eben das Gefühl mangelnden, völligen Verständnisses machte sie unsicher, und dies, sowie das Vertrauen auf des jungen Mädchens gesunde Natur und der Stolz der Schwester schlossen ihr den Mund, so oft sich auch die bange Frage: „Bist Du glücklich?“ ihr auf die Lippen drängten wollte.

Auch dem geliebten Bruder gegenüber unterdrückte sie eine Erfundung. In Heinrichs Wesen lag nichts, was dazu berechtigt hätte. Ruhig und sicher, wie immer, schritt er einher, schien er zu schreiten, — selbst vor dem Auge der Schwester verbarg er, was innerlich an ihm nage.

Stets voll gleicher, liebevoller Sorgfalt, war er doch seiner Braut gegenüber nach und nach in den alten brüderlichen Ton zurückgefallen, der ihr so wohl zuzusagen schien, so wohl, daß

er eines Tages aus der Tiefe seines betümmernten Herzens ernsthaft in sie einsprach.

Sie schaute ihn mit großen, fast erschrockenen Augen an, als er so bewegt begann; und als er wie ein besorgter älterer Bruder und doch wie ein Liebender sie fragte, ob sie denn auch glücklich sei in seiner treuen Liebe, da erschrak sie wirklich.

„Kannst Du daran zweifeln, Heinrich?“ rief sie fast außer sich. „O, welch ein undenkbares, abscheuliches Geschöpf bin ich!“

Er war überrascht von dieser Wirkung seiner Worte. Die lezte Neuherierung that ihm weh.

„Eva!“ sagte er bestremdet. „Hast Du mir denn versprochen, die Meine zu werden aus Dankbarkeit? Aus Dankbarkeit für meine Liebe?“

„Nein, nein!“ rief sie bestig. „Was habe ich gethan, wie benahme ich mich, daß Du dies glaubst? Zeige ich so wenig, daß Du mich glücklich machst?“

„Ist es denn wirklich so?“ fragte er noch zweifelnd, doch halb beruhigt, und zog sie zu sich heran. Hingebender denn je ließ sie es geschehen.

„Sonst bist Du ja schon in meiner Nähe, Liebchen, — so stumm, fast — fast ein wenig gleichgültig.“

Sie schloß ihm den Mund mit der kleinen, weichen Hand und strich zärtlich über seine härtige Wange. „Böser Mensch,“ schmeichelte sie, „willst Du eine regelrechte Liebeserklärung aus mir herauslösen? O, sage mir, was ich thun soll, Dich zufrieden und glücklich zu machen!“

„Muß ich das erst sagen?“ fragte er zärtlich zurück, ohne an einen Vorwurf zu denken.

Sie brach in plötzlich umschlagender Laune in Thränen aus: „O Heinrich, Heinrich, bist Du so unzufrieden mit mir!“

Und nur seiner liebevollen Veredsamkeit gelang es, sie wieder zu beruhigen.

„Sie ist ein Kind!“ sagte er zu sich selbst, „ein süßes, verschüchtertes, unklares Kind, in welchem die Liebe noch schläft. Aber,“ fügte er mit dem ganzen Selbstgefühl des Mannes hinzu, „ich werde ne zum Leben erweden!“

Das Kind aber lag die hierauf folgende Nacht schlummerlos in seinen Kissen und pflegte mit seinem Herzen Rath. Sie erwog das Geschehene und prüfte sich selbst. „Kann ich ihn glücklich machen, wie er es verdient, wie es Maria für ihn wünscht? Getreu will ich ihm anhangen, ihn mit aller Liebe und Sorgfalt umgeben. — Mehr? Verlangt seine ruhige Natur wirklich mehr? Könnte ich es ihm geben? — Ich bin ihm doch so herzlich gut, aber —“ Ein tiefer Seufzer begleitete ihre Gedanken, die sich alle um Heinrichs Wohl und Wehl drehten und erst spät an ihr eigenes Glück dachten. Da folgten jenem ersten Seufzer mehrere; aber das Gefühl, doch das Richtige gethan zu haben, siegte und rief nach Mitternacht den goldenen Schlaf der Jugend auf ihre Lider.

Es war etwa acht Tage später, als Heinrich eines Mittags die Treppe zur Stein'schen Wohnung emporstieg. Als er am letzten Absatz angelangt war, hörte er das Schleifen einer Thür, Säbelkirschen und polternde Schritte, untermischt mit grossenden Worten, und bei der Biegung der Treppe stand vor ihm, blutroth im Gesicht und mit dem Säbel unsanft seine Knöchel streifend, der Lieutenant von Dennewitz. „Alter Narr — foljosale Feigelei!“ schrarrte dieser vor sich hin und wollte nachlässig grüßend weiter schreiten.

Heinrich vertrat ihm den Weg.

„Wollen Sie die Güte haben, mir zu erklären, auf wen sich Ihre schmeichelhaften Worte beziehen?“

Der Lieutenant mahnte den Civilisten mit einem beleidigenden Blick.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ meinte er von oben herab. „von Ebersberg, Herr von Dennewitz.“

Heinrichs Antwort klang vornehm ruhig, obgleich es in ihm lochte. Dieser Nebenbuhler war ihm stets widerwärtig gewesen.

„Ach, Sie kennen mich?“ fragte Dennewitz affectirt.

„Genügend.“

„Herr, wie soll ich das verstehen?“

„Wie Sie wollen.“

„Wollen Sie mich beleidigen?“

„Nein. Ich will nur Auskunft auf meine erste Frage.“

„Und wenn ich sie verweigere?“



Auf der Pušta.

Nach dem Bilde von A. Wierusz-Kowalski. — Siehe Seite 144.

Dann muß ich Ihnen erklären, daß, wenn sich Ihre Worte auf den Herrn Obersten Stein, den Vater meiner Braut, beziehen —“

Der Lieutenant wurde blauroth. „Blamage!“ murmelte er ingrimig zwischen den Zähnen.

„Und wenn?“ schrie er wütend. „Was habe ich Ihnen Niede zu stehen?“

— ich Ihnen,“ fuhr Heinrich fort, „die verdiente Rüchtigung nur nicht in dessen Hauje angehoben lassen mag.“

„Sie werden mir Genugthung geben, Herr Assessor von Ebersberg,“ schrie der Lieutenant.

Heinrich verbogte sich förmlich und ließ ihn vorüberstreiten.

Einen Augenblick zögerte er; dann erkundete er sich, daß er ein Billet von Maria an Evchen abgeben sollte, und schritt vollends die Treppe hinauf. Er hatte nicht Zeit, zu läutern, die Thüre öffnete sich, und Evchens Antlitz schaute ganz blaß durch die Spalte. Hastig ergriff sie ihn bei der Hand und führte ihn abseits in ihr Zimmerchen. Zum ersten Mal betrat er es; Evchen ließ ihm nicht Ruhe, sich darin umzusehen. Sie zog die Thür fest zu.

„Um Gottes willen, Heinrich, gewiß bist Du dem Lieutenant Dennewich auf der Treppe begegnet!“ rief sie voll Angst. „Er ging wütend von Papa fort, denn der mußte ihm doch einen Korb geben und hat es nicht eben sanft gemacht. — Heinrich, läßt nicht! — Du mußt ihm begegnet sein, ich hörte seine zornige Stimme bis heraus!“

„Nun ja,“ meinte Heinrich, „was ist damit?“

„Gewiß hat er Dich beleidigt; er konnte Dich nie leiden —!“

„Hm, hm,“ nickte Heinrich mit Humor.

Was war das, was er rief von Genugthung? Zum Glück war nur ich auf dem Corridor; ich verstand es nicht recht, und ich bin auch ein unerfahrenes Mädchen. — Heinrich, ich bitte Dich, bedeutet das ein Duell?“

Heinrich befand sich in der peinlichsten Lage. Eine Notlüge war ihm zuwider, und es fiel ihm zudem sauer, eine zu finden.

Evchen aber deutete sein Verstummen richtig.

„Also ist es wahr! O Gott, o Gott!“ rief sie hastig weinend.

„Fasse Dich, Liebchen,“ sprach er ihr zu, selbst beinahe aus der Fassung gebracht. „Es ist nicht so gefährlich. Welch ein ungünstiges Zusammentreffen, daß Du gerade in der Nähe sein mußtest!“

„O, mir ahnte ein Unglück!“ schluchzte sie. „Heinrich, ich bitte Dich, geh nicht darauf ein! Der Jade Mensch ist es nicht wert, daß Du um ihn Dein Leben wagst, lasse es sein, ich bitte Dich!“

„Kind, was verlangst Du von mir?“ sagte er freundlich zurückweisend.

Sie rong die Hände. „Nein, nein, das darf nicht geschehen! Im Grunde bin nur ich schuld, ich Unglückliche! Ich gehe und rufe meinen Vater, er darf es nicht geschehen lassen!“

„Mädchen!“ rief Heinrich erschrocken. „Wirst Du da bleiben?“

„Ach, mein Vater hat keine Macht über Dich!“ sagte sie verzweifelt. „Maria, Maria, Dein einziger Bruder! Weinet wegen, — auch meinetwegen! — Doch halt,“ rief sie trostig, „auf die Schwester wird er hören!“

Und sie sprang auf und rannte nach ihrer Commode, Hut und Handschuhe hervorzuwendend. Da fühlte sie eine schwere Hand auf ihrem Arm, und Heinrichs Augen blitzen dicht vor den ihren.

„Eva!“ sagte er laut und sehr streng.

„Eva! Ich befehle Dir, zu schweigen und Dich zusammen zu nehmen.“

Er verließ das Zimmer.

Starr schaute Eva nach der Thür, die sich hinter ihm geschlossen. Sie legte nach einer Weile ihre Handschuhe wieder aufzummen und setzte sich auf einen Stuhl ans Fenster. Ihre Thiranen waren verfegt, sie starrte mit leeren Augen in die Weite. Die Königin mußte erscheinen und sie an ihre häuslichen Pflichten erinnern, — mechanisch kam sie ihnen nach.

„Wie zerstreut Du bist!“ schalt der Oberst beim Abendessen. „Es fehlt das Salz! Dies ist nicht mein Glas! — Warum ist Du nichts?“

Gehorsam lud Evchen eine Schnitte Fleisch auf ihren Teller.

„Schneidest Du das Fleisch mit dem Löffel? Kreuzjappement, bist Du verrückt?“

„Nein, — jawohl, Papa. Ich habe Kopfweh.“

„So geh in Dein Zimmer!“

Erleichtert stand sie auf und flüchtete in ihr Stübchen.

Kein Schlaf kam diese Nacht in Evchens Augen. Beständig flannten ihr Heinrichs leise, beschleende Worte ins Ohr, und ihr ganzer Trost bämpte sich dagegen auf. Heiße Thränen quollten dabei nieder auf ihr Kissen. Dann kam die Angst über sie; schauderte sie Heinrich am Boden liegen, leblos und mit blutiger Stirn. Sie preßte beide Hände vor das Gesicht, um nicht laut aufzuschreien, sie mußte sich ja zusammennehmen! Ihre Qual drängte sich in den wenigen Worten zusammen, die sie leise immer wieder vor sich hin schluchzte: „Maria's Bruder!“

Wäre sie nicht zu sehr innerlich beschäftigt gewesen, sie hätte am andern Morgen erschrecken müssen über ihr Spiegelbild mit dem überwachten, blauen Gesicht und den dunklen Ringen um die Augen.

Zum ersten Male erschien ihr die Arbeit, die sie zu verrichten hatte, als ein Segen. Sie sonnte sich den erdrückenden Gedanken nicht hingeben, und die Zeit verging, langsam zwar, unendlich peinvoll, aber sie verging.

Mittag war vorüber, der Abend nahte.

Keine Kunde! Und heute mußte doch das Schreckliche stattfinden, Evchen glaubte es bestimmt zu wissen. Es schlug fünf! — Evchen wurde dieser Zustand unerträglich. Sie prüfte sich: „Bin ich stark genug, das Verbot zu halten?“ Und sie bejahte sich die Frage. Dann kleidete sie sich rasch an und eilte, ohne ihren Vater um Erlaubniß zu fragen, zu Maria.

In deren Wohnung stand sie alles in gewohnter Ruhe. Weder der halbdämmernden Tante, noch der arglosen Maria fiel das Aussehen des jungen Mädchens auf, — o, Evchen wußte sich zu beherrschen!

„Mein Bruder hat eine Spazierfahrt mit einem ihm bekannten Herrn unternommen,“ erwiderte Maria auf Evchens scheinbar ruhige Frage.

„Jawohl, eine Spazierfahrt!“ dachte das arme Mädchen.

„Er wird wohl bald zurückkommen.“

„So?“

Das Rollen eines Wagens ward vernehmbar.

„Das ist er!“ Eva sprang so hastig auf, daß Tante Maria emporschoss.

„Die Jugend, die Jugend!“ murmelte sie nachsichtig.

Der Wagen rollte vorüber.

„Noch nicht!“ Evchen rannte zurück, bleich, die Hände trampfhaft in einander verschlagen.

Jetzt wurde Maria aufmerksam.

„Was hast Du Evchen? Fehlt Dir etwas? Liegt Dir etwas auf dem Herzen?“

Evchen öffnete die Lippen.

„Nichts, — nichts.“

„Du bist so blaß. Deine Hände sind fast, was ist Dir?“

„Jept, jept!“ schrie Evchen.

Ein Wagen hielt vor dem Hause.

„Bleib!“ rief sie in Todesangst und hielt Maria am Kleide fest, „nicht Du, ich will.“

Maria blickte sie erschrocken an und wußte nicht, wie sie sich dies Gebaren deuten sollte.

Evchen wollte hinuntersteigen, aber sie vermochte die bleischweren Füße nicht zu führen.

Jetzt hörte man Schritte auf der Treppe, — mehrere? — schwere? —

„Nein, einen — einen leichten, schnellen!“

Die Thüre flog auf und Heinrich stand auf der Schwelle, mit einem Blick alles umfassend, was seinem Herzen thuer war.

„Du lebst!“

Mit diesem Jubelschrei hing Evchen in seinen Armen, und unter Lachen und Weinen schmiegte sie ihr Lodenlätzchen an seine breite Brust. Dann tastete sie mit den Händen an ihm herum: „Bist Du's? Bist Du unverehrt?“

In wenigen Worten theilte Heinrich, mit einem Arme seine Braut umschließend, den Verlauf der Sache seinen Lieben mit. Beide Frauen waren tödlich erschrocken, als sie die Veranlassung seiner Ausfahrt erfuhren, und wie Heinrich mit den Worten schloß: „Ich habe den Lieutenant leicht am Arme verwundet, damit war die Sache beendet,“ sagte Maria mit leisem Vorwurf:

„Und wir haben nichts geahnt! Evchen, warum hast Du es mir verschwiegen?“

Da wandte Eva das erröthende Antlitz ab.

„Er hatte es befohlen,“ flüsterte sie. „O Heinrich, verzeihe mir! Ich habe Dich erzürnt! — O Gott, Du lebst mir, Du bist mir wiedergekehrt, Geliebter!“ kam es zitternd und leidenschaftlich von ihren Lippen.

Tieferschüttert drückte Heinrich die bebende Gestalt an sein Herz.

Einige Tage darauf erschien der Oberst Stein ganz feierlich im Ebersbergschen Hause. Er hatte seine Uniform angelegt und unterwegs über den zu eng gewordenen Kragen geschlucht, es war ihm so eigentlich heiß im Kopfe.

Er fragte nach dem Herrn Assessor, fand aber nur die beiden Frauen vor.

„Wo steht denn nur der Junge? Wissen Sie denn, gnädige Frau? —“ er bezwang seinen Widerwillen vor dem Krankenstuhl und nahm der alten Frau gegenüber Platz, doch das blitzende Auge zu der jüngeren Maria hingerichtet, — „gnädiges Fräulein, wissen Sie denn, daß der Junge sich geschlagen hat? Und warum? Um meinewillen! Kreuznill — ach, Vergebung, meine Damen, aber ich muß mit Lust machen!“

Und schon sprang er wieder auf.

„Mein Bruder ist ein Ehrenmann,“ sagte Maria einfach.

„Vom reinsten Wasser!“ beträchtigte der Oberst enthusiastisch. „Schocklement! Heute Morgen erst erfahre ich die ganze Geschichte; der Freund des Dennewich selbst hat sie mir bestätigt. In Gala habe ich mich geworben und bin eigens hierher gekommen, meinem Herrn Schwiegersohn zu sagen, daß er ein braver Junge ist. Postaufsend!“

Die Wände dröhnten.

Aber Maria war nicht schwachnervig. Auch die alte Tante nicht.

Erstere erröthete vor Freude; letztere aber sprach: „Ihr Lob wird ihn glücklich machen, Herr Oberst.“

Dieser sah Maria an.

„Es ist Ihr Bruder, Fräulein Maria, — Ihres Geistes, Ihrer Art!“ Er stotterte.

Maria's Antlitz versärbte sich ein wenig bei dem Ton der letzten Worte. Aber ihre Stimme zitterte nicht, als sie sanft erwiderte: „Er ist Evchens und Ihrer Liebe werth. Beider Glück wird auch das untrige sein, mein Freund.“

Und der Oberst verbogte sich tief und läßt respectvollst die seine Hand, die sie ihm mit lieblicher Bewegung darbot.

Nachdruck verboten.

Ein Ausflug in das Fajum.

Eine Skizze aus meinem Reise-Tagebuch von

E. von Bielen.

Mit einer Illustration. — Siehe Seite 137.

Schon lange hatten wir einen Ausflug in das Fajum, ein Seitenthal des unteren Nil, geplant, — Jagd und Ausgrabungen holber. Endlich, es war am 2. Mai, sagte Rudolf: „So, jetzt habe ich alle nötigen Papiere besammelt, der Dragoman ist schon mit den Zelten unterwegs, morgen früh können wir aufbrechen!“

Und so geschah's.

Am nächsten Morgen gegen 8 Uhr verließen wir Shepheards Hotel und fuhren bei herrlich fühltem Wetter durch die bunt belebten Straßen Kairo's nach dem dreiviertel Stunden entfernten Bahnhof Bulak.

Bulak ist die Station für den Eisenbahn-Berlehr nach Ober-Egypten.

Der Zug durchraselte das Fruchtländ, die Nilsebene, und wirbelte dabei die graue Staubwolken auf. — „Um Himmels willen! Schnell die Fenster zu!“ Aber wie sah es schon in unserm Coupé aus! Wir, unsere Bücher, Zeitungen, die schwarzen Lederscheiben Gegenstände, die jahrelang vergegen in einer Bodentasche geruht hatten!

Claus, unser sechsjähriger Sohn und übermuthiger Strolch, fand die Situation natürlich außerst lächerlich!

Auf den Feldern war die Ernte in vollem Gange.

Die Garben werden dabei zu einem Kreis geschnitten, über den dann ein Araber auf einem mit Ochsen bespannten Holzschlitten Karoussell fährt. — Eine Art zu dreschen, die Glashütten vollsten Besitz fand: „Mutter, können wir da nicht auch 'mal mitfahren?“

In Nasra wurde umgestiegen, und bald danach kamen wir in die Wüste, die braune, endlose, hügelige Einöde. — „Seht doch, da! Wie hübsch! Da ist ja Wasser! Und Palmen spiegeln sich in dem blauen See!“ weit, weit dehnt er sich aus, verschwimmt mit dem Horizont. Einzelne Büsche ragen heraus, wie bei einer Überflutung. Aber kommt man näher, — Sand, nichts als Sand und flaches Steingeröll! Die Data Morgana ist verschwunden.

In jeder kleinen Senke schwimmt das Teufelswasser, Moi el Scheitan, wie die Araber es nennen. Allgemeiner Durst meldete sich. Das Selterwasser präsche über den ledern begogenen Sitz, in einem Augenblick hatte die heiße Lust es aufgetrocknet; danach fann der Ausland unserer armen Leichen ermessen werden! Wunderbarer Weise staubte es in der Wüste gar nicht.

Bei dem Passiren eines Höhenzuges fuhren wir eine Strecke durch einen ausgegrabenen engen, tiefen Hohlweg, an dessen Durchstich man die verschiedenen Erdablagerungen studiren konnte, so wie sie seit Jahrtausenden unverändert ruhen. — Als wir heraus kamen, lag in der Niederung das Fajum vor uns, diese Oase mit siegenden Wassern, Dörfern, grünen Feldern und Bäumen.

Links, in der Ferne, gewahrten wir die unformliche Pyramide von Hawara, davor weiße Pünktchen, — unsere Zelte.

Eine Gruppe von ungeschränkt zwanzig Palmen, die unten zusammen gewachsen waren, fiel uns auf, — ein Rattenlöß von Palmen! Die enge Gemeindelast hatte jedoch ihr Wachsthum nicht beeinträchtigt, sie standen hoch und üppig. Die Kronen der jungen Palmen sind so groß und blätterreich wie die der alten, der Stamm aber ist ganz kurz. Es sieht aus, als säme die Krone gleich fix und fertig aus der Erde und der Stamm brauchte nur noch nachzuschieben.

Mit einer halben Stunde Verzögerung kamen wir in Medinet el Fajum, einer Stadt von 26 000 Einwohnern an.

Unser Dragoman mit den nötigen Mannschaft empfing uns auf dem Bahnhof. Wir bestiegen magere Eselchen und trotzten nach dem Hotel de Fajum, das zugleich Wajermühle ist und an dem Bahnhof Fajum — Josephs-Canal — liegt, in dem die bronzefarbige Jugend plättchert und Weiber ihre Wäsche spülen. — Das Haus war merkwürdig reinlich!

Um drei Uhr brach ich nach unserem Zeltlager auf. Es war der reine Triumphzug der Cleopatra! In einem schön gepolsterten Sorgensessel ruhend, wurde ich von vier dunkelfarbigen Männern hoch auf den Schultern getragen. Die Ablösungs-Mannschaft, Claus, Gotlieb, — unser aus der Mark importirtes Facitom —, der Dragoman, der Esel-Schach mit Sohn, Onkeln und Eltern, bildete, theils zu Fuß, theils beritten, das Gefolge; mitlaufige schreiende Strafenbuben fehlten auch nicht.

Ach, wie rutschte und wackelte ich auf meinem Thron hin und her! Meine Füße hatten gar keinen Halt! — Der Dragoman opferte höflich lächelnd sein Kopftuch als Fußschlinge. — So, nun ging's besser! Wenn nur der Polstersessel nicht solche Neigung gehabt hätte, sich aus den Tragstangen zu haken! Also fortwährend Achtung, arme Cleopatra! Und der Wind, der Wind, das himmlische Kind, zeigte sich recht unruhig und übermuthig! Cleopatra's Krone war aber auch ein verlockendes Spielzeug! Dieser Kothut riesigster Dimension, rückwärts mit einer Schutz-Gardine aus dicker weißer Leinwand befestigt! Rudolf hatte vorsorglich für jeden von uns solch Ungetüm

bunten Mustern ausgenähtes Zelt, das mir allein zur Verfügung stand. Als Blumengruß lag ein zweitausendjähriger Mumien-Märzenstrauß auf dem Tisch. Den Sandboden bedeckten Teppiche; mein Boudoir in der Wüste machte einen ganz anheimelnden Eindruck. Rudolf und Claus bewohnten gemeinsam ein Zelt in meiner Nähe; unweit davon standen das Ehezelt und das Küchenzelt.

Um sieben Uhr servirte uns der Dragoman ein sehr gutes Diner; u. a. gab es delicate Putenbraten mit Gurkensalat!

Später kostete die Nachtwache vor den Zelten, ein Beduine mit langer Stilte. Gel und Kameele laufen behaglich. Ein frommer Muejelman betete auf seiner Matte. Ganz hoch im Zenith stand der Mond.

Wir schliefen schön in unsern Feldbetten. Früh morgens ging Rudolf an die Ausgrabungen, und als er mittags zurück kam, wurden ihm vier Goldmasken-Mumien nachgebracht.

Es war sehr heiß, der Südwind wehte, und wir litten Durst. Glücklicherweise verstand Georgi eine erfrischende Citronen-Limonade zu bereiten, bei der das in großen Blöden mitgenommene Kunis-Eis die Hauptrolle spielte.

Von unserm Lagerplatz aus hatten wir einen weiten Rundblick. Vor den Zelten erhoben sich in geringer Entfernung die Erdauswüchsen eines ausgegrabenen Kanals, darüber hinweg sah man in das einsürmige Fruchtländ, das am Horizont von den dunklen Linien der Palmenwälder, und rechts und links, in weiter, weiter Ferne, von bläulichen Höhenzügen begrenzt wurde. Die Zelte lagen auf einem kleinen Wüstenvorsprung, den das Fruchtländ in flachem Halbkreis umschließt. Hinter den Zelten breitete sich die Wüste aus. Wie ein stummer einsamer Wächter erhob sich die Pyramide von Hawara an ihrem Ende, zu Haupte des Todtenfeldes.

Als wir uns zum Lunch iammelten, war an allen drei Zelteingängen die Leinwand weit zurückgeschlagen; so mitten im liegenden Zug war es einigermaßen erträglich! Von meinem Platz aus sah ich den Erdwall am Canal. Möglicher, — nein, — das war ja gar nicht möglich, — bei hellem, lichtem Tage! — Aber der Gang, die graubraune Farbe! „Eine Hyäne! Sieht Ihr nicht, da läuft ja eine Hyäne!“

Aufspringen, das Gewehr ergreifen und hinausstürzen, das waren die ersten, wirtselwindischen Bewegungen von Vater und Sohn. — Und dahin jagten sie über den sonnenbeglückten Sand, und Gottlieb leuchtete ihnen mit den vergessenen Korf-Unterhümen nach.

Ich nahm mein Teeschnet und begab mich in etwas gemäßigterem Tempo zum Wall, an dem Claus und Gottlieb auf allen vier Ecken geräuschlos hinaufkrochen, während Rudolf und die Hyäne in der jenseitigen Tiefe verschwunden waren. Da fiel ein Schuh, dem ein gräßliches Geheul folgte, und ein graubrauner Schatten huschte das Ufer drüber hinaus und verschwand über die fahlen Felsen nach einem Busch hin.

Ich kam gerade rechtzeitig oben an, um Rudolf auf den Schultern zweier Felskladen über den Canal schweben zu sehen, — ein Anblick, der das Cläuschen in hellstes Entzücken versetzte!

Die Eseljungen waren auf den Schuh herbeigestürzt, und nun entwölzte sich über die Felsen hin, bis zu einem Flußbett mit tödlichen Sandsteinfelsen, eine Treibjagd, der wir mit angehaltenem Atem zusahen. Ein paar Mal sahen wir einen flüchtigen Schatten an den gelben Felsen hinhuschen, aber Rudolf war noch zu weit davon entfernt, um sicher schießen zu können. Im riesen schwarzen Sturz-Ader watete er, — unter jengender Sonne. — Jetzt war er endlich am Flußbett, und trotz der weiten Entfernung konnten wir durch die klare ägyptische Luft alle Vorgänge deutlich verfolgen. Er wandte sich nach rechts und nach links, die Treiber durchstöberten die Felsen, die Hyäne kam aber nicht zum Vorschein. — Da, was war das? Da brachten die Treiber ja ein friedlich in ihrer Mitte wandelndes, braungraues Thier zu Rudolf! Wir sahen, wie er sich darüber beugte, und wie das Thier gleich darauf mit eingezogenem Schwanz davonjagte, in der Richtung nach dem nächsten Felsenhendorf.

Nach glücklich vollzogenem Uebergang über den Canal empfing ich den Gatten mit der vorwurfsvollen Frage: warum er die Hyäne hätte laufen lassen?

„Es war ja ein Kötter,“ sagte er ingrimig. — „Gottlieb! Ich will meinen andern Rock anziehen!“

„Du Befehl, Herr Baron!“ Dabei machte Gottlieb ein merkwürdig verlegenes Gesicht, und nach kurzem Zögern kam's heraus: „Was ich sagen wollte, Herr Baron, die Tintenflasche ist mich unterwegs aufgegangen, und da ist nu was von an das seidene Schaffett gekommen, und ich habe all versucht, aber es will nich rausziehen.“

„Und es ist auch nie herausgegangen, biederer Gottlieb, — weder aus dem hellen baufseidenen Jadtett, noch aus all den andern Sachen, an die ich ein bißchen gekommen war!“

Aber die träumende, schwiegende Wüste ließ sich durch den schwarzbetupften Rudolf nicht aus ihrer erhabenen Ruhe bringen; und wir waren seine Leidensgefährten, das Cläuschen und ich, wenn auch nicht offenkundig! —

Gegen Abend ritt ich mit Rudolf nach dem zehn Minuten entfernten Arbeitsplatz. Die Esel waren ganz verrückt durch die Fliegen, die ihnen in die Nase krochen; dazu dieser Weg über die schmalen Grate, zwischen offenen Gräbern, über weiße Gebeine und Schädel hinweg! Welch ein Anblick, das aufgewühlte Leidensfeld, auf dem werthlose Mumien, Knochen, braune und weiße Zeugzeuge in Unmajen herumlagen! Manche Mumien waren halb in ihre Böcher zurückgeworfen und streckten ihre steifen, umwidelten Beine in die Lust.

Eine ganze Horde Arbeiter wühlte in Gruppen im Sande, von den beiden Schech überwacht. Mir wurde ein bequemer Triumphstuhl hingesez't, da thronte ich denn und sah zu. Dicht neben mir lag eine abgerissene Mumienhand. — In Freude und Leid und Liebe hatte sie einst in anderer Menschenhand geruht, heiße Luppen hatten sie gelüßt; jetzt lag sie da im Sande, wie ein brauner, hölzlicher Wurzelstrunk.

Eine Ordonnanz vom Mudir el Fajum sprengte heran, ein Gendarm in hübscher weißer Uniform, und brachte uns die Post.

Als wir abends nach dem Dinner in die erfrischende Nachluft hinaustraten, hörten wir aus dem Lager der Arbeiter Musiklänge und Lachen erschallen. Neugierig richteten wir unsere Schritte dorthin, wurden mit Freudengeschrei begrüßt, und im Mondchein führte uns die Bande eine phantastische Phantasie auf.

Die braunen Burschen bildeten einen Halbkreis, klatschten in die Hände und sangen: „Er war Pascha und Mudir, —

Er war Pascha und Mudir.“ — Der Darsteller dieser hohen Persönlichkeit nahm dem zuschauenden Gendarm das Gewehr aus der Hand und begann einen schnellen Tanz, während der Chor, ihn verhöhrend, sang: „Aber wir fürchten ihn nicht, — wir fürchten ihn nicht, — wir fürchten ihn nicht.“ — „Er hat seine Augen auf sie geworfen.“ — „Sie“ wurde von einem Arbeiter dargestellt, der gewandt in den zuckenden Schlangenbewegungen der Tänzerinnen tanzte, und den Pascha und Mudir nicht erhörte, trotzdem dieser mehrere Male sehr heftige Fußfälle thut.

Als wir gingen, erhob sich wieder lautes Geschrei.

Ein heiterer Wind hatte sich aufgemacht und blies über die Wüste daher, daß die Zelte an ihren Pfosten und Streifen schwankten und stellerten.

Solch Windnacht, allein im dunkeln Zelt, in entsperlich unheimlich! Krassen Mumienfinger am Bett? Ist ein Schafal gerade dabei, die Stiebel aufzufressen?

All diese schaurigen Gerüchte kann doch unmöglich nur der Wind verursachen! Hu, jetzt streicht es leise über meine Haare! —

Allmählig verstummte das Getöse, und ich konnte nun das nächtliche Concert genießen: Fernes Wolfsheulen, Hundengebell, das heisere Kläffen der Schafe, Froschquaken, Schnarchen aus dem Selamit! Um die Zelte irrte ein Kötter, der grimmig knurrte, als der Nachtwächter ihm einige halblaute „imschirischer Dich weg!“ zurief. — In meine schönen Träume fiel ein Schuß, der wohl einem Schafal galt. —

Eines Nachmittags kam Son Excellences lo Mudir zum Besuch geritten, mit zwei Begleitern, — unglaublich aussehenden Schutti-Musis, — dem Bettl und dem Regierungs-Arzt. Wir waren gerade draußen bei den Ausgrabungen, als die Cavaleade mit zwei Vorreitern antraf. Der Mudir und der Bettl hatten sich helle feindliche Tücher um ihren Turbush (Tsch) geschnürt.

Im Zelt tranken wir Limonade, Tee und Kaffee, die Unterhaltung wurde französisch geführt.

Als die Sonne sank, nahmen sie Abschied, und nachdem sie abgeritten waren, eilten Rudolf und ich mit übergebängten Gewehren nach dem Gräberfeld, setzten uns in eine Grube und lauerten auf Schafale.

Es fanden aber keine, obgleich das vom Eseljungen angebundene Zicklein sehr brav mederte!

Die Rüden stachen uns schauderhaft! Der Mond schien hell, als wir zum Lagerplatz zurücktraten.

Ja, diese himmlischen Mondschein-Abende! Wir saßen vor den Zelten und genießen die wohlthuende Kühle. Die Nachtwächter beten gegen halb zehn ihr Abendgebet auf einem nahegelegenen Hügel, dann strecken sich zwei zur Ruhe aus; in ihrer Mitte sitzt der Nachtwächter der ersten Nachtstunden, Ge-wehr im Arm, und — spinnst.

An einem der nächsten Abende ging ich allein, aber mit dem Teeschnet bewaffnet, den Wall entlang bis zur Pyramide. Jenseits lagen riesige Granit-Trümmer: Überreste eines Tempels, — die Stätte des jagenhaften Labyrinth! Wir wurde ganz feierlich zu Muthe in der stillen Nacht, allein unter diesen Denkmälern einer vieltausendjährigen Vergangenheit, über denen das Mondlicht so verklärend ruhte, daß die tiefschwarzen Schatten sich schon zur Erde durschien. Dann stieg ich eine Strecke durchs Gräberfeld. Wie die Gebeine im Mondlicht flimmerten! — Da schrillte dicht neben mir plötzlich ein Schrei, — ich will nicht sagen, wie ich erjrath! Einwas Helles stach dicht an meinem Kopf vorbei; — war es ein ruheloser Mumiengeist, der seine Ruchen juchte? — Hu! Hu! — Ach, das waren ja kleine Eulen! — Neben mir in hohen Bogen zog eine Sternschuppe ihre leuchtende Bahn, wie ein Friedensengel, der hinabstürmt, damit er die bösen Geister verjedt.

Der legte Abend war gelommen. Es wurde uns schwer von dem originellen Lagerleben zu scheiden. Die beiden Schechs kamen in das Zelt, um mit Rudolf einiges zu besprechen. Schech Mansur war der Vortragende. Schech Ali hielt sich stumm zurückgezogen; aus seinen leidenschaftlichen Araber-Augen zuckte es wie eine loderner Flamme über einen hin, sodoch es mich ganz bestürzt machte.

Am andern Morgen früh brachen wir nach Medinet el Fajum, der Eisenbahn-Station auf. — Ich reiste wieder à la Cleopatra, aber diesmal auf dem näheren Wege. Bei den schlimmsten Stellen konnte ich ja absteigen. Schech Ali hielt sich auf seinem Esel neben meinem wandelnden Thron, ohne die glühenden Blicke zu erheben. Am nächsten Felsenhendorf kam die erste schwierige Stelle, ein ziemlich breiter Bach, dessen hohe, steile Ufer nur durch ein wadliges, geländerloses Brett verbunden waren.

Halt! Ich will absteigen! Der Dragoman gibt meinen Trägern das Zeichen zum Absetzen, — da sieht eine dunkle Gestalt herbei, stößt die vorderen Träger bei Seite und reißt die Tragstangen auf die Schultern. Ich schrie vor Schreck laut auf, der Dragoman brüllt den arabischen Ausdruck für Ab-setzen; die noch an der Rückseite vorhandenen Träger gehorchen so schnell, daß ich bedenlich hintenüber slippe, wodurch die schwarze Gestalt vor mir ins Schwanken gerath und, umgezogen, das beturbante Haupt in meinen Schoßbettet. Es war Schech Ali, der mir mit so stürmischer Galanterie zu Hülfe geeilt war.

Zu Fuß, geführt und gestützt, wurde dann der Uebergang glücklich von mir bewältigt. Rudolf aber sagte zu mir: „Weißt Du, daß Du auf Ali's Beispringen ganz stolz sein kannst? Die Schechs rühren sonst keine Hand zu einer Arbeit, geschweige zu einer Dienstleistung.“

Ich fühlte mich natürlich darob außerordentlich geschmeichelt, empfand es aber doch als eine Erleichterung, daß Schech Ali mit den Gliedmaßen und dem explosiven Verehrungstrieb fortan nicht mehr neben meinem Throne ritt.

Und wir erreichten dann allmählig unser Ziel, während die armen Esel, die sehr von den Fliegen sitzen, beständig versuchten, Nase und Maul in den Sand zu bohren, um die Peiniger los zu werden, was auf die Reiter nicht gerade angenehm wirkte.

Auf der leichten Strecke zog sich ein dicht mit Schilf bewachsener Sumpf bis an den Fuß eines steilen Sandberges. Ein Araberjunge kam über den Berg geritten, man sah weiter nichts als blauen Himmel, gelben Sand, den Jungen und den Esel, — und doch war's zum Malen schön! Ach, wie leid wird es mir thun, wenn ich das lebendige Bilderbuch wieder schließen muß!

Rauchend verboten.

Meine Großmutter.

Skizze von Käthe Beefer.

a ist mir beim Stöbern in lang verschlossenen Räumen ein altes Gesangbuch in die Hand gefallen. Der schwarze Sammet seines Einbandes ist schon süßig vor Alter, das Gold, mit dem Namen und der Jahreszahl darauf gedruckt, verblaßt und teilweise ganz abgegraut, und drinnen liegen vergilzte, rauhe Blätter mit großen, altmodisch vericherneten Buchstaben. Es ist Großmutter's altes Gesangbuch, und neben Großmutter's Lieblingslied „Befiehl du deine Wege“ liegt auch noch das Buchzeichen, mit dem in feinstem Kreuzfisch ausgeführt Christusbild, das meiner Kindheit seligstes Entzücken war, und von dem Zeit und Motten die Hälfte der Schönheit grausam und stetig abgefressen haben.

Großmutter's Gesangbuch! Welch eine Fülle lichter, frommer Kindheits-Erinnerungen zieht durch mein Herz, während meine Augen in feuchter Weinen auf den alten brauen Blättern ruhen! Längst vergessene gläubige Gefühle tauchen wieder in der Seele auf, und fast ist es mir, als stricken Großmutterhans zitternde, magere Greisenfinger, wie einst, lieblos über meinen blonden Scheitel.

Ich muß mich besinnen, — giebt es wohl noch solch eine Großmutter, wie ich sie einst hatte? Nein, es ist gar nicht daran zu denken! Vielleicht früher, und in ganz kleinen, weltverlorenen Städten, vielleicht auch jetzt noch, — als Überbleibsel einer törichten, lieben, untergegangenen Zeit und Art, — aber sonst, in der großen Allgemeinheit, — nein, da giebt es nicht mehr solche Großmütter wie ehemal! Die modernen Großmütter sehen ja aus wie jeder andere Mensch, während so eine frühere, richtige Dämmerstunden-Großmutter auch gleich äußerlich ihren Weltabgeschieden, nur der Familie noch zugehörigen Thron zeigte. Es gehörte dazu keine ganz besondere Leibesbeschaffenheit, denn ich habe dünn und dicke, hübsche und hässliche Großmütter gekannt; aber jeder sah man doch gleich an, was sie vorstellen wollte; jede hatte ein altes, faltenreiches Gesicht, einen ziemlich zahnlosen Mund, mehr oder minder schwaches, aber immer graues Haar, und jede trug sich in der Kleidung von den Mamas und Tanten so verschieden wie —, nun, wie eben nur eine Großmutter sich tragen konnte.

Heute ist das alles anders. Die heutigen Großmütter haben tadellose Bälme, tadelloses Haar und tadellose Toilette, und wenn das auch im allgemeinen ein gutes Zeichen der vorwärts-schreitenden Kultur ist und dem Schönheitsgefühl einen sehr viel angenehmeren Eindruck macht als die oben geschilderten Bilder früherer Zeit, so will es in mein Empfinden doch nicht recht hinein, und ich verbinde nach wie vor mit dem Begriffe Großmutter meine eigenen stillen, altmodischen Begriffe. Vielleicht hängt das auch damit zusammen, daß ich die Zünfte einer großen Einfachheit war, so ein Nachkommeling, der eigentlich nach menschlicher Berechnung, gar nicht mehr in den abgeschlossenen Kreis der Generation hineingehörte, und daß mein Großmutter doch nur deshalb so alt und gemüthlich gerathen war, weil ich selbst gar so jung und ungemüthlich in die Welt hereinjchneite.

Ganz deutlich sah ich vor mir, mit dem weiten grauen Mizelluster-Kleide, über dessen vorderen Rock sich die große, blendend saubere Leinenbürgre breite, mit dem faltenreichen, ad so faltenreichen, lieben, alten Gesicht und den spärlichen grauen Scheiteln, die das weiße gestärkte Mullhäubchen mit der dichten, krausen Rüsche so ehbar umrahmte, während die weißen gesäuberten Haubenbänder sich unter dem spitzen, wellen-Greisenkinn zu einer peinlich eigen geschnürgten Schleife verbanden. Am Arme trug sie immer ihr Schlüsselbörbchen mit dem großen Wollenstrickzeug und der noch größeren runden Hornbrille, ohne die es selbst mit der weitmaßigen Wollstriderel nicht mehr recht gehen wollte. Denn Großmutter's Augen hatten im Leben viel gesehen, viel geweint und viel gearbeitet und waren nun müde geworden. Sie war noch ein Kind des vorigen Jahrhunderts und hatte die böse Franzosenzeit und die endliche Erhebung des Bayerlandes miterlebt und mitempfunden. Damals hatte sie etwas anders ausgesehen, als wie ich sie kennen lernte, und ich wußt, daß es lange gedauert hat, bis ich mich dazu verstand, in dem bezaubernden, zarten Pästelbildchen, das eine in Jugendlust und Schönheit strahlende, blondlockige Frau darstellte, meine gute, alte Großmama wiederzuerkennen. Sie konnte noch ganz leuchtende, jugendliche Augen haben, wenn sie erzählte, wie sie einst die schönste und reichste Frau der alten nordischen Hafenstadt gewesen sei und den gleichen Blaufuchsbuspel wie die Königin von Hannover getragen habe. Ach, die schönen, stolzen Zeiten, — wie waren sie zusammengebrochen, und wie war der zarten, verwöhnten Frau von all der Pracht nicht mehr geblieben als der mutige Sinn und die fleißigen, geschäftigen Finger, mit denen sie sich ein neues Leben aufbaute, als das alte in Trümmer sank.

Unglückliche Spekulationen und unglückliche Verhältnisse hatten das ganze, bedeutende Vermögen Großmutter's verschlungen und in die Winde zerstreut, und während ihr selbst dieser Satz so hart traf, daß er ihr erwerbsfähig und körperlich siech machte, stemmte Großmutter tapfer ihre Schulter gegen das abwärts rollende Rad des Wohlstands und setzte es mit nie ermüdendem eisernen Fleisch und stets neu aufflammender Erfindungsgabe durch, sich, den traurten Mann und drei ganz kleine, hilfsbedürftige Kinder über Wasser zu halten und durchs Leben zu bringen. Sie hat nicht eine Sekunde die Hände in den Schoß gelegt und gelagt, sondern überall tapfer zugegriffen, wo sich ein Verdienst bot. Putzmacherei und Stickelei, Puppenanziehen und Blumenfertigen, — es hat nichts gegeben, was sie nicht konnte und nicht benutzt, und darüber waren die blonden Löckchen zu grauen Scheiteln geworden, die roten Glieder zusammengekrümpt und aus den zierlich gepflegten, tadellosen Händchen allmählig bogere, verarbeitete Greisenfinger entstanden. Aber ihr Lebensabend war ein sonniger und sorgenfreier. Kinder und Großkünder, alle gut gerathen und alle in angenehmen Lebensverhältnissen, und sie mitten unter ihnen im behaglichen Ausruhen von des Lebens Last und Mühen!

Meine Mutter war ihre Lieblingstochter, und bei der hatte sie das Großmutterbüchlein bezogen: oben im Giebel des einfördigen Hauses ein großes, lichtes, einfaches Zimmer, voll von altmodischen, merkwürdig groß und behaglich gehaltenen

Möbeln, und voll von Frieden und Sonnenchein. Ja, wirklich, wenn ich zurückdenke, dann scheint es mir, als wäre in Großmutter's Stübchen immer Sonnenchein gewesen, Sonnenchein oder gemütliche Dämmerung, in der ich auf dem Bänchlein neben dem hochlehnigen, bequemen Sorgenstuhl saß, den Kopf an Großmutter's Knie gedrückt, und ihres leisen, oft von Husten unterbrochenen Erzählungen lauschte, während im Stuhlofen nebenan die Bratäpfel durschauten und die alte englische Theesammlung mit der abgebrochenen Schnauze ganz leise und heimlich ihre Melodien summte. — Oelige, märchenumwobene Kinderzeit! Märchenumwoben, trotzdem Großmutterchen niemals Märchen erzählte, sondern stets auf dem Boden der Wirklichkeit blieb. Aber was sie erzählte, sang so aus ferner, fremder Zeit herüber, daß es meinen phantastischen Kindersinn doch anmutete wie bunte Märchenträume.

Wenn die Erzählerin ganz besonders lebendig, heftig oder gerührt wurde, dann fiel sie aus dem alltäglichen Hochdeutsch entweder ins Plattdeutsche oder, mit derselben Wärme und Natürlichkeit, ins Französische. In letzteres mit besonderer Vorliebe wenn sie böse ward; und ich habe in meinem Erinnerungs-Lexikon so manches Börneswort aufbewahrt, das mit seiner leichten französischen Grazie einen sehr kräftigen deutschen Tadel decken mußte und bei besonders dummen Streichen meinesseits, trotz aller großmutterlichen Liebe, in ungerührter Strenge auf mich angewendet wurde.

Der innige Zusammenhang aber zwischen ihr und mir entwidete sich doch am Sonntag Morgen, und gerade das alte, vertraute Gesangbuch ist es, an das sich jene goldenen Fäden knüpften, die meine Kinderseele am festesten mit der alten, langverhorbenen Frau und dem alten, sonnigen Stübchen in der fernen Heimat verbinden.

Wenn die Kirchenglocken zum ersten Mal anschlugen, strich meine Mama schnell noch einmal glättend über meinen wirren Blondkopf; dann gab sie mir einen Kuß, und mit den Worten: „Nun schnell zur Großmutter, sei hübsch froim und andächtig, und bete auch für mich und die Geschwister!“ — schob sie ihren jüngsten Bildfang zur Thür hinaus, auf den Weg zum stillen, friedlichen und sonnendurchleuchteten Giebelstübchen. Auf mein bejedenes Klopfen an dessen Thür erkönte ein leises, flares „Herein!“ und wenn ich, der Einladung folgend, meine kleine schmale Person in das Zimmer schob, so lächelte mich vom Fenster her, mitten aus dem Sonnenchein heraus, das alte, gute Gesicht lieblich an, und die weiten Lippen sprachen freundlich: „Gut, daß Du da bist, mein Kind, Gott segne Dich!“

Großmutterchen saß im Sorgenstuhl, schon sanfter wie aus dem Ei geschält, die mageren Hände über dem schwarzammetten Gesangbuch gefaltet, die Brille neben sich auf dem Fensterbrett und die Augen mit stillem, weltentflohenem Blick hinausgerichtet in den blauen Himmel, aus dem sie wohl in solch stiller weihevoller Sonntagsstunde manch liebes, langentschwundenes Bild vergangener Zeiten grüßte.

Stillschweigend schob ich mein Fußbänkchen an ihre Knie, sallte die Hände und betete ein halblantes Vaterunser; dann griff ich nach dem Gesangbuch, in dem ihr langer, spitzer Beigefüger mir stumm das Lied wies, mit dessen Lieden ich unsere Morgenandacht beginnen sollte. — Die alten Lieder, — wie sie sich in mein Gedächtniß gebraben haben, wie oft in manchen dunklen, schweren Stunden meines Lebens Strophen aus ihnen wie ein Licht in meiner Seele aufgegangen sind und mir den Weg wiesen, den mein ungebärdiges, glücksdürftiges Herz nicht sehen und nicht gehen wollte! Wie sanft und beruhigend, wie stärkend und erhebend sie oft in den wirken Klang des weltlichen Reagens hineintönten und mir den Stab wieder in die Hand gaben, den ich in ungläubigem Leichtsinn verloren und vergessen hatte! Damals, in jenen längst vergangenen, sonnigen Morgenstunden wurden sie mir zu lieben, vertrauten Freunden, jenten sich tiefer in meine Seele, als wir das vielleicht im großen, allgemeinen Gottesdienst der Fall gewesen wären; ebenso wie die kurze Sonntagsbetachtung, die ich nach dem Liede aus einem besonderen Andachtsbuch vorlesen mußte, mit verständlicher und eindrucksvoller wurde als die schönste, stimmungsvollste Kirchenpredigt.

Und doch, Kindesinn bleibt Kindesinn! Wenn im Frühling die Sonne gar so locend in das still Stübchen strahlte, die eben lichtgrün besiederten Zweige der schlanken Afazie wie winlende Hände gegen die blanken Scheiben schlugen und die dahindrehenden Schwalben ihr sehnlichst hoffnungstreidiges Gezirr in den weichen, feierlichen Ton der Klingenden, singenden Sonntagsgloden hineinmischten, dann flogen meine unruhigen, lebensfreudigen Kindergedanken weit fort von den raschelnden Blättern, deren Worte mir plötzlich leerer, inhaltsloser Klang waren, hinaus, mit den Schwalben um die Welt, in die blaue, sonnige Frühlingswelt hinein, und ein banger, ungeduldiger Seufzer nach dem anderen sang zwischen die frommen Worte, mit denen meine Lippen dem Geber aller Güter weihevoll dankten oder ihn demütig bitten sollten.

Dann zog Großmutterchen wohl mit mildem Lächeln das Buch aus meiner Hand. „Sieh nur den Sonnenstrahlen nach, Bildfang! Dein halbes Herz ist doch schon bei ihnen draußen, und der liebe Gott will ein ganzes Herz. Werle Dir das, mein Kind, bete nie der Form halber, sondern stets dem Bedürfnis nach, und dann mit ganzer Seele; so wird Dir werden, warum Du betest. Alles ganz thun, nichts halb, damit Du ein ganzer, richtiger Mensch werdest!“

Ob ich damals schon Großmutter's Worte voll verstand? Wohl nicht; aber ihr Laut und Klang fiel mir als Samen ins Herz und ist dort später beim Regen und Sonnenchein des bunten Lebens zur richtigen Stunde aufgegangen. Die Eindrücke der Kindheit sind unverlöschbar; sie geben unserem Empfinden und Handeln Grund und Ton, Richtung und Ziel. Was späterhin auch das Leben an Staub und Asche über die Goldperlen unserer Kinder-Erinnerungen streut, — wenn ein Windhauch der Vergangenheit darüber hinweht, so blitzen sie unverkehrt und echt wieder aus all dem grauen Erinnerungswirrwarr hervor. Kein Wasser der Trübsal, kein Feuer der Leidenschaft kann sie fortspülen oder verlöschen. Je weiter sie uns entwinden, desto mehr wachsen sie zu lichten Himmelssternen an, die unsere wandermüde, am Boden liebende Seele wieder zu den Höhen emporziehen, von denen die Hölle kommt.

Dem einen ist es ein altes Lied, dem anderen ein halbvergessenes Wort, mir ein verstaubtes Gesangbuch, das die Seele zurückträgt in ferne, schuldlose Zeit und sie darin untertanen läßt wie im Wasser des Jordans, in dem der Herr die Seinen tauft.

Nachdruck verboten.

Auf der Pušta.

Zu dem Bilde von A. Wiersz-Kowalewski. — Seite 141.

Wenn der Herbst ins Land kommt und alles fröhlich bunt stirbt, wird es auch auf der Pušta wieder schön. Die Nächte sind kühl, sie bringen reichlich Than. Da erhebt sich das weile Gras; neue Blumen sprühen herbor, und der Galos deutet: „Heute ist es am besten“, und sehnt sich nicht nach dem Frühling. Stillzufrieden lagert er auf dem weichen Teppich der Natur mit seinem Weibe, das ihm seine Wahlzeit lohnt; und ihr zum Vorne, sich zur Freude sieht er auf seiner einfachen Höhe, Lustiges und Trauriges, Sanftes und Leidenschaftliches, wie es ihm gerade einfällt. Er ist ganz vertieft in seine Muß; das Weib aber spürt nach dem Landweg drüber, auf dem der Jagdwagen der Herrschaft dahinrollt. In dem Wagen sitzt der Gutsherre mit seiner Brant; beide sind reich, schön, jung und glücklich. Doch die Frau des Galos beneidet sie nicht. Sie und ihr Mann sind nicht reich, nicht besonders schön, nicht mehr so ganz jung, aber glücklich sind sie mindestens ebenso sehr. Sie haben, was ihnen nötig ist; vor allem aber brauchen sie niemals in der großen Stadt zu wohnen, wie später jenes herrschaftliche Paar es muß. Sie haben ihre Pušta, auf der sie leben und sterben wollen, und Schöneres gibt es für sie in der Welt nicht!

Aler.



Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Bildherin (128). — Goethe hat das Singpiel der Bildherin nur in der Zusammenstellung als sein alleiniges geistiges Eigentum betrachtet. Und eben die Zusammenstellung, die Verbindung mit der wunderbaren Natur des Tieckers Parkes, das war eine Idee, würdig eines großen Dichters, und als solche bewährt sich das liebenswürdige Werk noch heute. Goethe dachte zunächst auch gar nicht daran, es in seine Werke mit aufzunehmen; dies gelobt erst, auf Pitten Zellers, in der Gesammelten Ausgabe vom Jahre 1800, nachdem die „Berliner Literatur- und Theater-Zeitung“ es zuvor mitgetheilt hatte. Der heutige Text stimmt mit dem ältesten Druck wörtlich überein. Der Dichter hatte also nur den Augenblick Erfolg im Sinn und machte auch gar keinen Hehl daraus, daß er zum größten Theil die von Herder übersetzten nordischen Volkslieder zur reicheren Ausgestaltung der einfachen Dialoge benutzt habe. Er lud sogar Herder und Frau ein, zu kommen, und schrieb in seiner Invitations-Epistel an die Herderen:

„Dies kleine Stück gehört, so klein es ist,
Zur Hälfte Dein, gehört Euch beiden zu,
Die Ihr schon lang für Eines geltet. Drum,
Werzt, wenn ich so fühn und ohngefragt,
Und noch dazu vielleicht nicht ganz geschickt,
Was er [Herder] dem Volle nahm, dem Volk zurück
Gegeben habe.“

Alte Lehrerin. — Ueber das Feierabendhaus in Steglitz bei Berlin sei Ihnen das Folgende mitgetheilt:

Für alte oder arbeitsunfähige Lehrerinnen wurde durch freiwillige Beiträge unter dem Protectoret der Kaiserin Friedrich das Feierabendhaus zu Steglitz gegründet. Es werden in diesem Lehrerinnen und Erzieherinnen ohne Unterschied der Confession und ohne Rücksicht auf vorher bestandene Examina aufgenommen. Besonders soll jede Eintretende, es sei denn, daß sie durch Krankheit arbeitsunfähig wurde, mindestens das 54. Lebensjahr überschritten haben, und bei dem großen Andrang sind die Damen, wenn sie eintreten, sogar meist bedeutend älter. Die sich meldenden werden vorgemert; wenn eine Bacan eintritt, werden sie der Reihe nach berufen. Doch richtet sich die Reihenfolge nicht allein nach der Zeit der Meldung, sondern, wie aus obigem hervorgeht, auch nach dem Alter. Um aufgenommen zu werden, muß die Bewerberin nachweisen, daß sie einerseits auf ein Minimum von 400 Mark jährliche Einnahme zu rechnen hat, und andererseits wirtschaftlich der Unterstützung bedarf. Beim Eintreten sind 400 Mark einzuzahlen.

Das Feierabendhaus liegt zwischen Steglitz und Lichtenrade, ländlich und sehr gesund in großem Garten, und ist auf 32 Inssassen berechnet. Jede erhält 2 kleine leere Zimmer mit Kochstelle, sowie einen Theil ihrer Winterfeuerung, auch werden außerordentliche Unterstützungen an Geld oder freiem Mittagstisch gewährt. Die Frau des Hausworts hat die Küche übernommen; jede Dame zahlt dafür, wenn sie an den gemeinsamen Mahlzeiten im Speiseaale teilnimmt, 40 Pfennig, Sonntags 50 Pfennig, auf dem eigenen Zimmer 5 Pfennig mehr. Der Speisesaal mit Klavier und Büchern dient zugleich zu Unterhaltungen und Festlichkeiten.

Allerdings ist zuweilen darüber geklagt worden, daß das Feierabendhaus weit ab vom Ort und von der Bahn liegt, was namentlich abends, bei Ausgängen oder einer Fahrt nach Berlin, seine Schwierigkeit hat. Aber die Damen werden ja selten allein gehen, zudem wird in absehbarer Zeit eine elektrische Bahn unweit des Hauses vorübergeführt werden. Ein Briefkasten befindet sich am Hause.

Lange Zeit hatte das Stift mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, doch hat sich das durch verschiedene Stiftungen bedeutend gebessert; es sei nur diejenige der verstorbenen Oberlehrerin Fr. Jeanne Milhöne erwähnt, der überhaupt zum größten Theil das Entstehen des Feierabendhauses zu danken ist. — Näheres belägen die Statuten, die durch die Curatorium-Dame Frau Emilie Reichart, Berlin SW., Vorstraße 74 III, und die Oberin des Stiftes, Fr. Franz, Steglitz, Victoriastraße 11, unentgehtlich zu bezeichnen sind.

Grete, Harzburg. — Legir, der von Kaiser Wilhelm II. durch eine Composition gefeierte Gott, ist der altnordische Neptun; das eigentliche Ziel der Begeisterung des hohen Künstlers richtet sich also auf das Meer selbst.

S. v. S., Graz. — Das Aluminium besitzt die Eigenschaft, leicht angefeuertem Glase anzuhängen. Professor Margot in Genua, der diese Entdeckung machte, bat, darauf aufsackend, auf Glas alle möglichen Zeichnungen von metallisch schillerndem Glanz ausgeführt. Die Zeichnung bleibt unversehrt, selbst wenn man das anhaftende Aluminium durch Akzali und Berglehm befestigt. Die von Margot entdeckte Eigenschaft des Aluminiums wird nicht nur das Graviren auf Glas erleichtern, sondern es auch wesentlich erleichtern, einen edlen Diamanten von einem flüchtlichen Diamanten zu unterscheiden; auf letzterem hinterläßt das Aluminium seine Spuren, auf ersterem nicht.

Nachdruck verboten.

Noch ist's Sommer!

Zu dem Bilde von E. Ravel. — Seite 141.

Nachdruck verboten.

Noch ist's Sommer!

Zu dem Bilde von E. Ravel. — Seite 141.

Noch ist's Sommer! Noch sucht man die Kühlung auf dem blaufliegenden See, noch neidet man den Schwänen das kühle Element, noch wiegen sich Libellen mit schillernden Leibern und schwirrenden Flügel über dem Schiff. Aber wie lange noch! Schon schwimmen die etiern weißen Spinnen-Schifflein durch die Luft, schon beginnt der wilde Wein sich tief röthlich zu färben. Und schon hat sich ein frühzeitiger Silbersaden durch ihr dunkles Haar gezogen gehabt, schon hat die weiche, rosige Haut begonnen, sich an den Augenwinkeln ein wenig in fältchen zusammen zu ziehen. Sie sieht das Schiff unerbittlich nähern, vor dem ihr grant, — die bittere Enttäuschung, die tausend und aber tausend ihrer Schwestern trifft, und vor der sie sich bis jetzt so sicher, o, so ganz sicher gefühlt hat! Dass auch sie eine Nichte ziehen könnte, nie hätte sie das früher zu glauben vermocht! Und sie hat dies auch nicht verdient, ebensoviel wie so ungähnliche andere, deren Jugend leise verblüht, bis es zu spät zum Glück geworden ist. — Aber was hilft es, zu zagen und zu murren! Sie thut's auch nicht unter Menschen; nur hier in der Einsamkeit, in der Stille überkommt sie die Wehmuth, Zorn mit den wie Gewitterschläge drückenden Gedanken! Kräftig streicht sie mit den Rädern aus, und breit aufsäthend fliegt sie durch die den Rahmen umplätzende Flut. Noch ist das Leben ja so schön, noch blau ist der Himmel, noch ist es Sommer!

R. v. S.